



Konrad
Adenauer
Stiftung

LITERATURPREIS 2013 MARTIN MOSEBACH

DOKUMENTATION DER VERLEIHUNG DES LITERATUR-
PREISES DER KONRAD-ADENAUER-STIFTUNG E.V.
WEIMAR, 23. JUNI 2013

GÜNTHER RÜTHER (HRSG.)



ClimatePartner^o
klimaneutral

Druck | ID: 53323-1309-1010



*Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung der Konrad-Adenauer-Stiftung e. V.
unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in und Verarbeitung durch
elektronische Systeme.*

© 2013, Konrad-Adenauer-Stiftung e. V., Sankt Augustin/Berlin

*Die Beiträge sind in der von den Autoren gewählten Rechtschreibung
abgedruckt.
Redaktion: Michael Braun und Anke Hoff.
Umschlagfotos und Fotos im Textteil (Seite 37 bis Seite 39):
Maik Schuck.
Gestaltung: SWITSCH Kommunikationsdesign, Köln.
Druck: Bonifatius GmbH, Paderborn.
Printed in Germany.
Gedruckt mit finanzieller Unterstützung der Bundesrepublik Deutschland.*

ISBN 978-3-944015-80-4

INHALT

- 5 | BEGRÜSSUNG
Hans-Gert Pöttering
- 11 | ANSPRACHE
Christine Lieberknecht
- 17 | WELTNEUGIER
LAUDATIO AUF MARTIN MOSEBACH
Heinrich Detering
- 27 | DANKREDE
Martin Mosebach
- 35 | PROGRAMM DER FEIERSTUNDE
- 37 | BILDICHE IMPRESSIONEN
- 40 | TEXT DER VERLEIHUNGSURKUNDE
- 43 | „STAUNENDER REALISMUS“
Gespräch mit Martin Mosebach
- 51 | ZEITTAFEL – MARTIN MOSEBACH
- 55 | JUROREN 2013
- 59 | AUTOREN 2013
- 62 | MUSIKERINNEN UND MUSIKER
- 64 | DOKUMENTATIONEN DER LITERATURPREISE
1993-2012

BEGRÜSSUNG

Hans-Gert Pöttering

Verehrte Ministerpräsidentin Christine Lieberknecht MdL,
sehr geehrter Ministerpräsident a.D.
Prof. Dr. Bernhard Vogel,
sehr geehrter Martin Mosebach,
meine sehr verehrten Damen und Herren!

Zunächst geht mein Dank an die jungen Musiker, die Felix Mendelssohn Bartholdy gespielt haben: an Lisa Kapanadze (Klavier), Astrid Kumkar (Violine), und Jakob Christoph Kuchenbuch (Violoncello).

Sie alle sind Schüler an diesem wunderbaren musikalischen Ort. Sie haben kürzlich gemeinsam einen Ersten Preis beim Bundeswettbewerb „Jugend musiziert“ gewonnen, und zwar in der Klasse „Klavier Kammermusik“. Wir gratulieren! Zum Abschluss der Feierstunde werden wir von ihnen ein Trio über irländische Volkslieder hören.

Die Auswahl von Musik und Musikern verdanken wir abermals Anne-Kathrin Lindig. Frau Lindig ist Professorin für Violine an der Hochschule für Musik in Weimar, sie ist Vertrauensdozentin der Konrad-Adenauer-Stiftung und, seit zwei Jahren, auch Sprecherin der Vertrauensdozenten. Frau Professor Lindig, auch Ihnen gilt mein Dank.

Darin einschließen möchte ich den Direktor dieses Hauses, Herrn Wolfgang Haak. Wohlklang ist die Grundmelodie Ihres Gymnasiums. Deshalb freut es mich besonders, hier und heute zwei weitere Nachwuchsmusikerinnen aus Ihrem Haus würdigen zu können, die im Anschluss an die Veranstaltung von Professor Bernhard Vogel mit einer Zuwendung aus der Bernhard-Vogel-Stiftung ausgezeichnet werden. Beide Musikerinnen, Anna Koch (Klasse 10) mit dem Hauptfach Fagott, und Nora Held (Klasse 11) mit dem Hauptfach Tuba, erweisen sich als exzellente Begabungen auf ihrem Instrument, sie sind schulisch herausragend und intensiv sozial engagiert. Wir gratulieren den jungen Musikerinnen, die heute bei uns sind, herzlich!

Bernhard Vogel – das wissen Sie alle – hat vor zwanzig Jahren unseren Literaturpreis aus der Taufe gehoben. Satzungs- und naturgemäß gibt es bislang ebenso viele Preisträger.

Klangvolle Namen sind darunter, sogar eine spätere Nobelpreisträgerin, Herta Müller, ich brauche sie nicht alle aufzuzählen.

Eine Preisträgerin möchte ich dennoch hervorheben, und zwar die erste: Sarah Kirsch. Im April 1993 hat Sarah Kirsch unseren Literaturpreis erhalten. Die Wahl des Ortes Weimar erfolgte auf ihren eigenen Wunsch.

Es war ein trauriger Tag, als wir vor einem Monat von ihrem Tod erfuhr. Wir gedenken einer großen Dichterin, einer bleibenden Stimme der Literatur für die Freiheit des Wortes.

Damals sagte Sarah Kirsch zu einem Interviewer, von dem sie nach der Zukunft eines Preises gefragt wurde, der den Namen von Konrad Adenauer trägt: Mit ihr sei „schon mal ein guter Anfang gemacht“. Wohl wahr!

Ich begrüße sehr herzlich Martin Mosebach, den Träger des Literaturpreises der Konrad-Adenauer-Stiftung 2013. Ist es etwas Besonderes, wenn ein Frankfurter nach Weimar kommt? Wir erinnern uns!

Es ist mir eine Freude und Ehre, diese Feierstunde gemeinsam mit Christine Lieberknecht zu eröffnen. Sie ist als Mitglied der Jury unseres Literaturpreises zugegen – und natürlich als Ministerpräsidentin des

Freistaates Thüringen. Wir danken dafür, dass Ihre Staatskanzlei mit uns nach der Feierstunde alle heutigen Gäste herzlich zum Empfang einlädt.

Mit Ihnen, liebe Christine Lieberknecht, darf ich alle Abgeordneten der Parlamente, voran den heutigen Ehrenvorsitzenden der Stiftung und ehemaligen Ministerpräsidenten von Rheinland-Pfalz und Thüringen, Professor Bernhard Vogel, willkommen heißen.

Kein Literaturpreis ohne Jury! Ich kann mir vorstellen, dass es auch nach zwanzig Jahren immer wieder eine besondere Herausforderung darstellt, einen geeigneten Preisträger für unsere Stiftung zu finden. Deshalb möchte ich Frau Professor Birgit Lermen besonders danken. Unter ihrem geschickten Juryvorsitz ist auch diesmal ein ausgezeichnete Preisträger ermittelt worden.

An ihrer Seite begrüße ich die Juroren Professor Dr. Gerhard Lauer, Literaturwissenschaftler an der Universität Göttingen, und Ijoma Mangold, Literarchef der Wochenzeitung *Die Zeit*. Felicitas Lovenberg, verantwortliche Redakteurin für Literatur und Literarisches Leben bei der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, kann leider heute nicht zugegen sein.

Begrüßen möchte ich schließlich sehr herzlich unseren Laudator, Herrn Professor Dr. Heinrich Detering. Er ist vor allem bekannt als brillanter Thomas Mann-Forscher. Heinrich Detering ist – so entnehmen wir dem Steckbrief auf seiner Homepage – als Literaturwissenschaftler ein Mensch, der „nicht aufhört, sich zu wundern“. Und er ist, so darf man ergänzen, als Präsident der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung auch selbst ein sehr kreativer Essayist und Dichter, ausgezeichnet mit dem Hans Christian Andersen-Preis 2012 und vor wenigen Tagen von der dänischen Königin Margarete II. zum Ritter des Dannebrog-Ordens ernannt. Aus Ihrem Steckbrief erfahren wir, dass Sie froh sind, „einen Beruf ausüben zu dürfen, in dem eine Trennung von ‚Beruf‘ und ‚Hobby‘ überflüssig ist“. Sehr geehrter Herr Professor Heinrich Detering, wir sind freudig gespannt auf Ihre Laudatio.

Dieser Laudatio will meine Vorrede nicht vorgreifen. Aber gestatten Sie mir doch einen kleinen kulturpolitischen Seitenblick auf das Werk Martin Mosebachs, das in seinem epischen Reichtum und seiner essayistischen Prägnanz ein großes, ein bedeutendes Werk genannt werden muss – das Werk eines europäischen Kulturbürgers!

Das Bürgerliche und das Bürgertum sind aus Martin Mosebachs Schreiben nicht wegzudenken. Seine Figuren entstammen der guten Gesellschaft, sie pflegen – meistens wenigstens – eine gehobene Konversation und noble Manieren. In Martin Mosebachs Romanen, so bemerkte einmal einer seiner Laudatoren, werde stets pünktlich um zwölf Uhr zu Mittag gegessen. Man mag dabei an Thomas Manns *Buddenbrooks* denken. Das ist die ästhetische, die Etikettenseite von Bürgerlichkeit.

Die „neue Bürgerlichkeit“, von der heute vielfach gesprochen wird, äußert sich bei Martin Mosebach jedoch vor allem als Wertekompass im interkulturellen und globalisierten Zeitalter. Das ist die ethische Seite seiner Romane. Was aber nicht bedeutet, dass der Autor die Moderne ablehnt. Martin Mosebach beobachtet unsere Zeit als wacher Zeitgenosse, aber zugleich aus der Distanz eines Dichters, der weiß, dass er als „Historiker seines Stoffes“ die Geschichte ebenso gut kennen muss wie als Psychologe die Erfahrungen und das Seelenleben des Menschen.

Ein Beispiel dafür findet sich in Martin Mosebachs jüngstem Roman *Was davor geschah* (2010). Erzählt wird von den merkwürdigen, hingebungsvoll konzentrierten Körperhaltungen von Menschen am Mobiltelefon. Menschen mit dem Handy am Ohr würden ihm, so schreibt er, manchmal wie eine „lebendige Statue“ vorkommen. Das ist gewiss nicht als Schelte gemeint. Es ist ein Lob der Schönheit der Medienkommunikation, versehen mit einer kleinen Prise Ironie.

Auch hier bewahrheitet sich Martin Mosebachs Maxime, die so einfach klingt und so schwer umzusetzen ist: „Das Ziel der Kunst ist Schönheit“.

Soweit ich sehe, sind Martin Mosebachs Figuren, auch in ihrem Scheitern, an den Werten orientiert, die das Fundament einer demokratischen und freiheitlichen Rechtsordnung bilden. Damit meine ich gar nicht an erster Stelle die guten alten Bekannten aus dem bildungsbürgerlichen Kanon: Ordnung, Zuverlässigkeit, Strebsamkeit. Es geht Martin Mosebach vor allem um die Freiheit des Menschen. Und auf zivile Freiheiten kommt es gerade an, wo diese Freiheiten an ihre Grenzen stoßen und sich mit der Pflicht zur Verantwortung arrangieren müssen, im gesellschaftlichen Miteinander wie auch im multinationalen Dialog.

In dieser Hinsicht – so hat 2011 eine Umfrage unserer Stiftung ergeben – empfinden erstaunliche 72 Prozent der Befragten den Begriff „bürgerlich“ als positiv. Mit diesem bürgerlichen Selbstverständnis ist Deutschland und ist einer europäischen Bürgergesellschaft gut gedient.

Das Bürgerliche an Martin Mosebachs Romanen und Essays ist also nicht die Krawatte oder der Handkuss, es ist vielmehr das Bewusstsein vom Wert der geistigen Freiheit und von der Verantwortung, die uns dieses Wert-Bewusstsein abverlangt.

Das Europäische an Martin Mosebachs Bürgertum ist sein weitgefasster Heimat-Begriff. 1951 ist er in Frankfurt am Main geboren, und er lebt nach wie vor dort. Frankfurt-Romane, Essays über die Architektur der Bankenstadt und die kulturelle Bindung an Goethe sind ein Markenzeichen seiner Erzählkunst. Doch um über Frankfurt zu schreiben, muss der Autor Frankfurt verlassen. Georgien, Italien und Sizilien, auch Nordafrika und Indien sind seine bevorzugten Schreiborte. Europäer, zumal die schreibenden Europäer, sind Reisende. Und wir können ziemlich sicher sein, dass bei jeder Heimkehr ein neuer europäischer Bildungs- und Gesellschaftsroman im Gepäck ist.

Wohin könnte diese Botschaft besser passen als in die Stadt Goethes, der sich bekanntlich in einem Atemzuge als „Weimaraner“ und „Weltbewohner“, als „Weltbürger“ bezeichnet hat.

Martin Mosebach, ein Frankfurter in Weimar. Ich gratuliere Ihnen herzlich zum Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung 2013.

ANSPRACHE

Christine Lieberknecht

Sehr geehrter Herr Vorsitzender,
lieber Herr Professor Pöttering,
sehr verehrter Herr Ehrenvorsitzender,
lieber Herr Professor Vogel,
liebe Frau Professor Lermen und
sehr verehrter Herr Professor Detering,
vor allem aber hochverehrter Herr Mosebach und
liebe Frau Mosebach,
meine sehr verehrten Damen und Herren!

Wir verleihen heute den Literaturpreis 2013 der Konrad-Adenauer-Stiftung. 1993 haben Sie, sehr verehrter Herr Professor Vogel, diesen Preis hier in Weimar begründet, und in Ihrer Nachfolge als Stiftungsvorsitzender führen Sie, sehr verehrter Herr Professor Pöttering, diese Preisverleihung an ihrem Gründungsort jährlich fort. Das freut die Weimarer, das freut die Thüringer – und natürlich alle Gäste, die von außerhalb Thüringens an diesem Tag hierher gekommen sind, sehr.

Der Preis, der den Namen Konrad Adenauers trägt, wird für schriftstellerische Arbeiten und Dichtungen ausgelobt. Er wird Autoren verliehen, die der Gedankenfreiheit das Wort geben. Er wird Schriftstellern überreicht, die die Prinzipien

umfassender Menschlichkeit hochhalten und Werke hervorbringen, die, wie Arthur Schopenhauer betonte, „ohne Rücksicht auf die herrschenden Abwege und Irrtümer der Zeitgenossen“ nicht auf Beifall abzielen, sondern dem menschlichen Leben auf den Grund gehen, einen Grund, der sich allzu oft als uneben, steinig, geheimnisvoll und kaum durchschaubar erweist.

Aber: Was ist der Grund aller Dinge? Gott? Die Quantenphysik? Die Kunst?

Sind wir in der Lage, den „Grund aller Dinge“ mit einer absolut überzeugenden Theorie zu entschleiern? Und was würde geschehen, wenn das einem Forscher gelingen sollte? Würde das unser Leben verändern?

Wer den Grund unseres Daseins literarisch treffen will, muss tief in die Gedanken- und Seinswelten eindringen. Literatur ist das Ergebnis von Denk- und Erlebnisprozessen. Wir wollen als Leser verstehen, nach welchen Prinzipien sich Teile des menschlichen Erlebens zu einem Ganzen fügen. Das bedeutet für den Autor, dass er sich auf eine Reise mit unsicherem Ausgang zu sich selbst und zu den Anderen begibt. Die Romanform gibt dem Schriftsteller Martin Mosebach den nötigen Raum zur Entfaltung seiner Figuren.

Der Philosoph Günter Figal schreibt in seinem Nachwort zu Friedrich Nietzsches *Die fröhliche Wissenschaft*: „Der Roman“ sei eine „das Ganze suchende und zu verstehen gebende Gattung der Literatur“.

Martin Mosebach findet das Ganze im Einzelnen und seinen verworrenen Beziehungen zu Anderen. Seine Romane sind, mit einem Wort Arthur Schopenhauers, „Guckkästen, darin man die Spasmen und Konvulsionen des geängstigten menschlichen Herzens beschaut“. Sie fragen letzten Endes nach dem Grundsätzlichen und greifen in tiefe Regionen menschlichen Verhaltens.

Innehalten, Reflektieren, Aktivieren und Kultivieren verantwortlichen Handelns und Liebens in der Gegenwart: Das sind für Sie, sehr verehrter Herr Mosebach, unabdingbare Ansprüche an Kunst und Literatur. Es geht immer um Wahrhaftigkeit. In Ihren Romanen konfrontieren Sie Ihre Leser mit Verhaltensweisen, die auch in literarischen Überhöhungen oder mit einer Prise ironischen Humors plausibel erscheinen. Sie schaffen eine

literarische Wirklichkeit, die mehr an Bedeutung enthält als die landesübliche, zuweilen banale Lebensrealität.

Ihre Romanfiguren gewinnen subjektive Schärfe, wenn sich Individuelles und Politisches vermengen oder miteinander konkurrieren. Und spannend wird es, wenn Menschen agieren, die alles zu verstehen glauben, nur nicht sich selbst. Der Leser ist gewarnt: Fragwürdiges oder gar sinnloses Leben und Lieben kann zu einem langwierigen Leiden an sich selbst führen.

In Ihren Romanen geht es häufig um Liebesbeziehungen, die ohne große Ansprüche zustande kommen oder wie Überraschungsangriffe wirken. Dabei atmen Martin Mosebachs Romanfiguren Partikel der dünnen Luft eines fragilen Selbstbewusstseins. Gewollt wird viel und vieles, durchgestanden kaum etwas.

So schreiben Sie in Ihrem Roman *Das Beben*: Manons Liebe „hatte mit Liebe nichts zu tun, es war eine Besessenheit, die sich gegen sie selbst richtete“. Manon glaubt, völlig arglos und spontan herauspusten zu können, was sie momentan zu wollen glaubt, was sie aber nicht realisieren wird: „Ich will schöne Steine und schöne Stoffe kaufen und mich mit Öl beträufeln lassen und die Fußsohlen mit Zimt einreiben.“

Der Leser verfolgt einen mit verbalen Waffen geführten Kampf der Geschlechter, dominiert von weiblicher Seite. Es geht um das hintergründige, immer wieder nach vorn drängende Problem, wie man sein eigener bester Freund sein kann.

Sein eigener bester Freund: Ist das die bange Frage nach den Geschehnissen in einer Zeit, „als es mich noch nicht gab?“.

Wer weiß? Die Frau in Ihrem Roman *Was davor geschah* kauft die „Katze im Sack“. Sie möchte, gequält von Eifersucht, in die Blackbox „Mann“ hinein schauen. Aber was gibt es da zu entdecken, wenn dauernd Nebelkerzen aus Lügen und Wahrheitspartikeln geworfen werden? Und was kommt „danach“?

Das Folgende, das Nachträgliche hat, wie jeder weiß, oft etwas Nachtragendes, etwas, was im Nachhinein gedeutet und umgedeutet werden kann. Das Nachträgliche trägt den Grauschleier, der die Konturen des

Wirklichen verwischt. Das Erforschen des Nachträglichen behindert einen nach vorn gerichteten Blick.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, wir ehren die Arbeiten von Martin Mosebach als Kunstwerke, mit denen, wie Hans-Georg Gadamer sagen würde, „etwas Neues ins Dasein tritt“.

Denn Sie, sehr geehrter Herr Mosebach, behandeln gelegentlich Themen, die von anderen Autoren gemieden, ja manchmal sogar verhöhnt und bewusst missverstanden werden. Ihr Anspruch, sich als katholischer Christ mit Beiträgen zu Vorgängen und sogenannten inneren Angelegenheiten von Kirche und Staat zu melden, macht Sie für den einen oder anderen Andersdenkenden angreifbar.

Die kürzlich erschienene Essaysammlung *Der Ultramontane* und das dort nachlesbare Diskussionspapier *Vom Wert des Verbieters* sind, wie ich finde, beeindruckende Zeugnisse Ihrer juristisch begründeten progressiv-konservativen Grundhaltung. Mancher Beifall heischende Kabarettist weiß selbstverständlich, dass mit blasphemischen Äußerungen und mit den Mitteln der Verhöhnung des Religiösen bei einem atheistisch orientierten Publikum schlafende Vorurteile geweckt werden und dass so auf billige Weise Erfolg zu holen ist.

Für Sie, verehrter Herr Mosebach, ist Religion – insbesondere das katholische Christsein – kein individuelles oder Gruppenverhalten im Sinne von Max Weber, sondern eine unverändert bleibende Grundposition, die unabhängig von Herkunft, Sprache und Rechtsordnung besteht.

Als katholischer Christ verstehen Sie sich auch als „ein Bürger Roms, der Stadt des Papstes, dem er mindestens das gleiche Maß an Loyalität schuldet wie dem Heimatland“.

Was Christen und Nichtchristen anstreben, das ist ein Leben in Würde vor Gott, ein Menschheitsideal, das christliche Wertvorstellungen nicht nur nicht leugnet, sondern zum Maßstab des Handelns und Verhaltens macht. Im Alltag können wir wohl kaum bestehen, ohne die religiösen Wurzeln der Rechtsordnung unseres Staates zu kennen und anzuerkennen. Es kommt letztlich darauf an, mentale Bindungen und Beziehungen zu schaffen, die in der Lage sind, das gesellschaftliche Miteinander im Sinne des göttlichen Auftrages gerecht, friedlich und human zu gestalten.

Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Der Schriftsteller Martin Mosebach beobachtet die geistigen Veränderungsprozesse unserer Zeit. Er konfrontiert uns mit unseren Denkfiguren, die nicht selten mehr emotional als rational gesteuert sind.

Martin Mosebachs Bücher schärfen den Blick auf uns und auf unsere Liebesbeziehungen, die wir als freie Individuen in einer freien Gesellschaft eingehen. Seine Bücher kann man als Erkenntnisquellen lesen, die – wie der Psalmist sagt – „zu frischem Wasser“ führen, zu einer Liebe, die für Paulus bedingungslose Hingabe bedeutet:

„Sie erträgt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie duldet alles.“

Herzlichen Dank, Herr Mosebach, für diesen Spiegel auf uns selbst und herzlichen Glückwunsch zur Verleihung des Literaturpreises der Konrad-Adenauer-Stiftung.

WELTNEUGIER

LAUDATIO AUF MARTIN MOSEBACH

Heinrich Detering

Denken wir uns einen Leser, der von dem Schriftsteller Martin Mosebach nicht viel mehr mitbekommen hätte als diesen Namen, vielleicht irgendwo in einem Zeitungsartikel oder in dem, was das Feuilleton am allerliebsten hat, einer Debatte. Dieser Leser wüsste vermutlich auf Anhieb, wo er den Namen einzuordnen hätte, und weiter hätte er über ihn auch nichts zu sagen. Denn *dieser* Mosebach ist ihm bekannt wie der sprichwörtliche bunte Hund. Die Attribute, die unserem Leser zuverlässig einfallen, lauten: katholisch, konservativ, vielleicht auch noch ein bisschen ästhetizistisch und irgendwie in der Nähe dessen, was Feuilletonisten abschätzig „Feuilletonkatholizismus“ nennen. Die Kritikerin Sigrid Löffler hat anlässlich der – in Anbetracht dieser Epitheta allerdings überraschenden, wenn nicht bedenklichen – Verleihung des Büchnerpreises an ausgerechnet diesen Schriftsteller das griffigste Resümee formuliert: Er sei ein Ayatollah des Katholizismus. Mit Literatur hat das wenig zu tun, aber auch wenn es gewiss hinter den tausend Stäben dieses Vorurteilskäfigs eine Welt an Dichtung gäbe, so braucht man doch bis dahin eigentlich nicht vorzustoßen – was sollen wir anfangen mit den Phantasien eines Ayatollah?

Nun hat die öffentliche Person Martin Mosebach manche Gelegenheiten genutzt, ja womöglich sogar ein diebisches Vergnügen daran gefunden, der Erregung auch noch Vorschub zu leisten, als ein Provokateur des *juste milieu* und der *idées reçues*. Das geschah zuletzt, als er in einem Zeitungsbeitrag seine Unfähigkeit bekannte, „mich zu empören, wenn in ihrem Glauben beleidigte Muslime blasphemischen Künstlern ... einen gewaltigen Schrecken einjagen“ wollten. Plötzlich schien er die Grenzlinie überschritten zu haben zwischen konservativem Habitus und dem, was man in dunkleren Zeiten die „konservative Revolution“ nannte. Verwirrenderweise fügte er allerdings seiner Verteidigung der religiösen Ehrfurcht und des religiösen Schamgefühls gegenüber der Frechheit der Blasphemie ein zweites, aus ganz anderer Richtung kommendes Argument hinzu – das die Sache vielleicht nicht besser, aber um einiges komplexer machte: dem von Nietzsche bezogenen Imperativ „Lebe gefährlich!“, aus dem erst die furchtbaren und bewunderungswürdigen Blasphemien Baudelaires oder Rimbauds oder eben Nietzsches hervorgehen könnten. So ließ sich derselbe Artikel zugleich als gewaltbereiter Angriff auf die Lächerer missverstehen und als ihre nietzscheanische Verteidigung lesen – eine für die von diesem Autor provozierten Diskussionen nicht ganz untypische Gemengelage. (Und manche Kritiker, die jahrelang gegen das Lauwarme und artig Gemäßigte des literarischen Mainstream in der alten Bundesrepublik opponiert hatten, zeigten sich nun auf einmal beleidigt, weil der Gläubige sich von der Blasphemie beleidigt zeigte.)

Martin Mosebach hat diesen Artikel ausnahmsweise bedauert, auch dies öffentlich und, wie könnte es anders sein, mit einer neuerlichen Provokation. In einem Sammelband seiner Essays und Reden hat er ihn erneut abgedruckt und dann in einem Postscriptum kommentiert: Hervorgegangen sei er aus einer Diskussionsrunde mit der Spielregel, Positionen versuchsweise auf die Spitze zu treiben, um diffuse Sachlagen hypothetisch schärfer zu sehen. Ein solches Gedankenspiel aber taue nicht zur Veröffentlichung im neuen Kontext, der Zeitungsartikel sei „leichtfertig“ gewesen. Der Titel des Sammelbandes allerdings, in dem das vor kurzem zu lesen war, nimmt das am bissigsten gemeinte aller Anti-Mosebach-Epitheta selbstbewusst auf und bejaht es entschieden und sehr freundlich. *Der Ultramontane* heißt das Buch, und der Untertitel macht die Sache keineswegs eingängiger: *Alle Wege führen nach Rom*.

Schön wäre es, wenn unser fiktiver Mosebach-Kenner und Mosebach-Nichtleser nicht nur die Selbstkritik zum Blasphemieartikel läse, sondern auch den Essay, in dem der „Ultramontane“ dieses Wort aus seiner Sicht erklärt. Er würde dann nicht nur etwas lernen über unterschiedliche Begriffe und Konzepte des Katholischen, sondern auch darüber, wie lehrreich, wie überraschend, wie unterhaltsam und, ja, amüsant es sein kann, die Welt wenigstens für die Dauer eines Textes versuchsweise aus den Augen Martin Mosebachs zu sehen. Denn dann sähe vieles auf einmal ganz anders aus.

Also, werfen wir in der Kürze der Zeit wenigstens einen Blick auf Mosebachs Essay *Der Ultramontane*. Wer seinen Kompass an „Rom“ ausrichten will, also an der Kirche, an der heiligen Hierarchie, an der fehlbaren menschlichen Person, zugleich aber von der Zusage Gottes an seine Kirche getragenen Institution des Papstes – wer das tun will, der macht sich zufolge der Mosebach'schen Dialektik frei von der Bindung an die menschlichen Mächte, an Mutter- und Vaterländer, an diese vergängliche Welt, und kann in ebendieser Freiheit neu in die Welt hinausgehen. Er kann in sie eintauchen, ohne in ihr unterzugehen. Aber gerade diese Unabhängigkeit wäre eine wunderbare Voraussetzung dafür, die Welt als ein Reiseziel zu betrachten, zu dem man aufbricht und von dem, aus dem man wieder heimkehren wird.

Wie immer man sich zu den Glaubenssätzen verhalten mag, aus denen Mosebach diese Freiheit ableitet (ich bekenne, dass ich mich zu ihnen bekenne), für einen Schriftsteller formulieren sie denkbar verheißungsvolle Auspizien. Insofern sieht es aus wie eine schöne Fügung, dass der Geschichtenerzähler Mosebach Hand in Hand geht mit dem Reiseschriftsteller gleichen Namens. In der Reisereportage wie im Roman realisiert sich seine Neugier als das genaue Hinsehen; eine Schule der Empathie und des Abstandwahrens zugleich. Auf Reisen – unter anderem für das *FAZ Magazin* – hat der Ultramontane die Welt, an die er sich nicht zu binden braucht und die ihm am Ende nichts anhaben kann, mit aller Neugier und mit allen Sinnen erkundet, und er hat sie mit aller liebenden Sprachkraft beschrieben, deren er fähig ist.

Seine an Proust geschulte Kunst der Metapher – der so überraschenden wie genauen, den Blick öffnenden und die Wahrnehmung erfrischenden Metapher – bildet so etwas wie die kleinste Einheit dieser Sprachkunst, und zugleich liefert sie die prägnantesten Beispiele einer die Welt wie

zum ersten Mal entdeckenden Sinnlichkeit. „Mit den Fingern fühlte er ihre Haut, weich wie ein im Glas schwimmender Eidotter“, liest man im *Nebelfürsten*. Über einen herrschsüchtigen und ruhelosen Chefredakteur heißt es im selben Buch: „Schoepsens Sonne ging auf und unter, wie ein Ball dotzt.“ Und über eine junge Frau, die einen sehr alten Herrn geheiratet hat, ist im Roman *Das Beben* zu lesen: „Ihr Blond war alterslos, unverehrt wie das Haar einer Jungfrau, die nach Jahrhunderten im Sarg völlig unverwest aufgefunden wird.“ Bezwingend an diesem Bild ist nicht nur die Sicherheit, mit der es dem Präzisen entgeht, sondern auch seine analytische Intelligenz: die diskrete, über die Bande des Details gespielte Benennung dessen, wie diese Ehe sich für diese Frau anfühlt: jungfräulich eben, geradezu heiligmäßig, ein Leben unterm Sargdeckel.

Wer diese spielfreudige Seite von Mosebachs Büchern wahrgenommen hat, wird nicht mehr überrascht sein, wenn der Autor sich auch als ein Liebhaber der literarischen Hochkomik zu erkennen gibt, als ein Bewunderer der Kunst Robert Gernhardts und selbst Dichter einer Handvoll zauberhaft zwischen Tiefsinn und Nonsense balancierender Verse, die er 1995 unter dem orientalisierenden Titel *Das Kissenbuch* gesammelt hat. Kein Zweifel: Wer so schreibt, und wer wie Martin Mosebach in einem Essay unter der Überschrift *Was ist katholische Literatur?* auf Proust, Doderer oder Joyce verweist, der will sich wegschreiben von allem Vermuckten und Vermufften gleich welchen kulturellen oder weltanschaulichen Milieus, von der Beklommenheit des Denkens und jeder selbstverschuldeten Enge des Blicks. Weil er die Hasenherzigkeit verachtet, nimmt er es lieber mit den abenteuerlichen Herzen auf – mit dem, was er „die innere Laterna magica“ nennt, und mit dem, was sein Herz in der äußeren Welt an Wundern und Abenteuern erwartet, von der Bäreninsel bis zur indischen Stadt der wilden Hunde, aber auch, nicht zu vergessen, vom Westend bis Wiesbaden. Und immer wieder geht die eine Kultur unheimlich und bezaubernd in die andere über. Wie es den betörten Erzähler der *Türkin* nicht nur aus Frankfurt nach Antalya, sondern auch aus der bürgerlichen Berufslaufbahn in Rausch und stygische Träume verschlägt, ein Aschenbach des *post-histoire*, so entgleitet auch dem braven Hans in der Meisternovelle *Der Mond und das Mädchen* zwischen sexuellen Eskapaden und Alpträumen die Wirklichkeit, und dann sieht für Augenblicke das deutsche „Vorstadtniemandland“ unterm dunklen Neumond aus wie ein inneres Afrika.

„Katholisch“: das übersetzt der Ultramontane – getragen von der Zuvorsicht eines haltbaren Standorts im Strudel der Meinungen, der Rollenmuster und Weltentwürfe – auch als universal und weltläufig, als offen und wissbegierig und auf alles gefasst, *celebrating the difference* in der Feier der Polyphonie. Mit dieser weltneugierigen Katholizität ist es nicht nur vereinbar, sondern es ergibt sich vielmehr folgerichtig aus ihr, dass in Mosebachs Romanen das Kirchliche und Bekenntnishafte keine auffällige Rolle spielt. Wer nichts über den Autor wüsste, wer seine Reden und Essays nicht gelesen hätte, käme schwerlich auf die Idee, sich überhaupt nach seiner Konfession zu erkundigen. Denn die Welt seines Universalismus ist tatsächlich der *oikós*, sein Gegenstand die *oikouméne*. So wird man denn in der deutschen Literatur nicht leicht eindringlichere und ehrfürchtigere Schilderungen hinduistischer Rituale finden als bei Mosebach, und so gibt es andererseits auch wenige Bücher, die in derart subtiler Parodie den kolonialen Nationalismus des wilhelminischen Kaiserreichs glossieren wie sein Hochstaplerroman *Der Nebelfürst*, die Geschichte des sanft weltfremden Abenteurers Theodor Lerner, der 1898 ein Stück der unbewohnten Bäreninsel hinter Spitzbergen für das Deutsche Reich in Besitz nehmen will – eine historische Figur, die sich erst bei Mosebach zu ihrer vollen, komischen Grandiosität emporreckt.

Allenfalls könnte der Leser sich beiläufig fragen, woher eigentlich ausgerechnet Theodor Lerner den Einfall nimmt, „für verabschiedete Offiziere eine Analogie zum kanonischen Recht anzunehmen, wonach exkommunizierten Priestern ‚in articulo mortis‘ ... ihre Amtsbefugnisse wieder zuwachsen konnten“? Im übrigen aber würde er den Überraschungsreichen Wendungen dieses Romans folgen, einem Muster historischen Erzählens und zugleich seiner Parodie (wie bei Thomas Mann, der zuweilen diskret herbeizitiert wird), eine große Parabel außerdem, etwas spukhaft und von einer Wielandschen Grazie. „Heute im Jahr 1900 können wir sagen, dass die Epoche der europäischen Kriege endgültig zu Ende ist“, versichert Lerner am Ende seiner gescheiterten Landnahme der Geliebten, mit der er nun sein strenges Glück versuchen wird. Und so liest sich seine Geschichte wie das Satyrspiel zur Epoche der kolonialen Abenteuer und der Kriege zwischen den Großmächten (die ja zum Glück für immer vorbei sind). Denn kaum hat Lerner den Gedanken gefasst, ein paar Quadratmeter der vermeintlich herrenlosen Insel für das wilhelminische Reich zu reklamieren, da erscheint ein sehr fried-

fertiges russisches Schiff, dessen Kapitän auf das Grab eines hierher verschollenen Altgläubigen aufmerksam macht und die dadurch geheiligte russische Erde. Da aber besinnt sich Lerner auf die politische Rhetorik der Epoche: „nun, angesichts der russischen Kanonen, könne das Reich gar nicht anders als sein älteres Recht behaupten – sein vierundzwanzig Stunden älteres Recht.“

Insofern es eine fremde Welt wieder erzählte Gegenwart werden lässt (und dieses Zauberkunststück zugleich selbstironisch reflektiert), ähnelt Mosebachs Vergnügen am polaren und reichsdeutschen Spektakel der Jahrhundertwende seiner Faszination für so himmelweit verschiedene Kulturen und Konstellationen wie – um nur wenige Orte und Zeiten seines Werks zu nennen – „Sarajevo im November 1994“ (er erlebte die Belagerung der Stadt *in ihr* mit) oder „Ein Winter in Shio Mghvime“ in Georgien oder die Welten der orthodoxen, moslemischen, buddhistischen, hinduistischen Traditionen, deren Spuren er in fernen Welten ebenso entdeckt wie zuhause im Grüneburgpark: „Die Kirche Hagios Georgios in Frankfurt“ heißt eines der, ja, Reisebilder seines Bandes *Als das Reisen noch geholfen hat*. Als Martin Mosebach kürzlich zu einer Tagung der Nietzscheaner in Naumburg eingeladen war, gewissermaßen in die Höhle des Löwen – Ratzingers Treffen mit Habermas war ein Abendspaziergang gegen diesen Besuch im Hause des „Antichristen“ par excellence –, da las er, mit ansteckender Leidenschaft, drei Texte aus seinen Romanen und Reisebüchern vor: aus dem *Beben* das berühmte gewordene Kapitel über die Heiligkeit der Heiligen Kuh, aus dem Reisebuch *Stadt der wilden Hunde* einen Abschnitt über das Kastenwesen und aus dem Manuskript eines noch unveröffentlichten Romans eine Passage, in deren Mittelpunkt die Göttin Kali steht: drei dionysische Geschichten, gelesen im Hause Nietzsches.

Nun könnten Sie argwöhnen, es sei für einen geübten Erzähler wohl nicht schwierig, aus einem dionysischen Tumult in indischer Nacht oder aus einer kolonialen Eisbärenjagd am Nordpol wirkungsvolle Romanszenen zu zaubern, aus exquisiten Ingredienzien eben exquisite Geschichten zu erzeugen. Aber abgesehen davon, dass schon dies eine zweifelhafte Unterstellung wäre, lässt sich aus Mosebachs Erzählkunst auch lernen, wie sich ein existenzielles Drama entfalten kann aus der buchstäblichen Fliege an der Wand. „Eine kleine Ameise bewegte sich vor Lerner's Nase. Sie hatte, so schien es, die Richtung verloren. ... Nun näherte sich ein größeres Insekt. Gemessen an den Ameisen war die Fliege ein Elefant.“

Unsicher tastete sie sich voran, wie betrunken, als stehe ihr herbstlicher Tod bevor. Dabei war ihr Oberkörper von der Wand weggedreht. Ihre Beine berührten kaum die Tapete. „Wie haftet sie an der Wand?“ Und nun entdeckte Lerner in seiner stillen Betrachtung, dass die wankende Fliege wirklich tot war. Zwei besonders kleine Ameisen trugen sie.“ Ich übergehe den zerrenden Kampf der Ameisen um den monströsen Leichnam, der dabei beinahe von der Zimmerwand „ins Dunkel gestürzt“ wäre, „in einen Abgrund wie zwischen Mond und Erde“, und bemerke nur noch, dass die winzige und schauerliche Szene sich umso leichter auch als Miniatur-Allegorie des Bäreninsel-Dramas lesen lässt, als die weiße Tapete, auf der die Fliege orientierungslos umherirrt, einer „unermesslichen Ebene“ gleicht, in der „es keinen heimischen Iglu“ gibt.

Meine Damen und Herren: Wenn es in einer Lobrede erlaubt sein sollte, über den Glutkern von Martin Mosebachs Büchern zu spekulieren, dann käme hier vielleicht ihr Sinn für das *Geheimnis* in Betracht, der Respekt vor ihm, die Freude über sein Dasein – das Geheimnis der Welt und das Geheimnis der Person, des Person-Seins des einzelnen Menschen wie des einen Gottes (das er, wenn er will, auch im polytheistischen Indien wiederfindet). Das Geheimnis dessen, was ist, und dessen, „was davor geschah“. In wiederum erleichterndem Understatement lässt Mosebach das, in seinem Roman *Das Beben*, durch einen Erzähler umschreiben, dem nicht immer zu trauen ist: einem Architekten, der seiner Selbstvorstellung zufolge maßgeblich „an der Hotelisierung der Welt“ beteiligt ist. Der verliert sich in einem Rasonnement, das ein Leitmotiv des Romans anschlägt: von der „unverschämten Souveränität alter Häuser“, dieser Überbleibsel aus jener Zeit, in der die kapitalistische Verwertungslogik noch nicht das ganze Dasein erfasst hatte. Die Passage wird ein im Munde dieses Erzählers völlig einleuchtendes Gleichnis für das, was Musil den „Möglichkeitssinn“ des Menschen genannt hat, und für das letzte Mysterium: „Die vergessenen, die leeren, die verstaubten Zimmer, immer abgeschlossen und nur mit dem großen Schlüsselbund der Beschließerin zu öffnen, waren die schlafenden Möglichkeiten des Gebäudes, wie ein Mensch unentwickelte Talente besitzt – es hätte im Leben alles auch anders kommen können, warum ist man nicht Opernsänger geworden, die Stimme war da. Aber wir Zeitgenossen dulden nichts Potentielles. Alles muss ans Licht gezerrt werden. Jeder gemauerte Weinkeller, dessen Reiz gerade darin bestand, dass man ihn selten, allein und mit einer Taschenlampe betrat, muss zum Kellerrestaurant ausgebaut werden, Pferdeställe zu Maisonette-Apartments, Speicher zu Ateliers

mit Riesenfenstern und angestrahlten Dachkonstruktionen. Kein Haus darf sein Geheimnis behalten.“ Einige Kapitel später taucht das Motiv wieder auf, in einer Szene, die eigentlich auf die Anbahnung einer Liebesnacht zielt, auf die erste intime Begegnung der beiden Hauptpersonen. Da schildert der Erzähler seine Phantasie vom verlassenen Haus und fügt hinzu: „Das ist ein Geheimnis, das den Namen verdient; ein solches Haus ist ein Roman. [...] Und es muss auch gar kein Haus sein; es genügt, eine Tür in einer fremden Wohnung zu öffnen. Die Möbel stehen still und wie verdattert, der Schreck ist ihnen in die Holzbeine gefahren, und nun halten sie den Atem an und stellen sich tot, während man selbst kaum einen Schritt in den Raum wagt, die Hand auf die kühle Steinplatte einer Kommode legt und fühlt, wie sie sich erwärmt. Die Vorhänge bewegen sich. Die Tür schwingt leise im Luftzug. Und schon ist man wieder draußen, schon ist die Tür wieder geschlossen, und das Leben kann in das verlassene Zimmer zurückkehren.“ Passagen wie diese zeigen mehr von der Haltung des Autors, seiner Weltneugier und Dingfrömmigkeit, als seine Kritiker sich träumen lassen. Die Frage, warum um alles in der Welt er so inständig auf der Feier der tridentinischen Liturgie beharre statt deren nachkonziliare Modernisierung zu bejahen – auch diese Frage beantwortet sich schon aus diesem Raumerleben des fiktiven Architekten. „Der alte Ritus“, so ist in der *Häresie der Formlosigkeit* zu lesen, „bewirkt eine Offenbarung durch Verhüllung.“ Denn in der durch die Sünde getrübbten Schöpfung ist es, so wieder Mosebacht, „der Schleier“, der „an die Stelle des Glanzes tritt.“ Weniger dogmatisch, vielmehr erzählerisch hat er im selben Essaybuch geschildert, mit welchen Empfindungen er als Kind gerade in den Geheimnissen der Heiligen Messe, ja im zentralen Geheimnis der gewandelten Hostie Gott selbst anschauen lernte; es sind Szenen, die auch glaubensfernste und kirchenfremdeste Leser anrühren müssten. Aus dieser Glaubensüberzeugung leitet er die entwaffnende Erklärung dafür ab, dass er sich als Provokateur ins Getümmel der Meinungen stürzt: „Es ist zutiefst unvernünftig, seinen Seelenfrieden für den Kampf um die Liturgie aufs Spiel zu setzen. Aber wer es dennoch tut, der kann es ja dann auch richtig tun“ – und das, wahrhaftig, hat er getan. Um der geglaubten Wahrheit willen, ein wenig wohl auch um der Lust am schönen und gefährlichen Leben willen. Und die glänzend geschriebenen Texte, denen er seinen Seelenfrieden geopfert hat und deren Echo man manchmal noch in Ratzingers eigenem Liturgiebuch zu vernehmen meint, erschöpfen sich nicht im Widerspruch gegen

die nachkonziliare Liturgie. Ihr Glutkern sind die Einsicht und das Bekenntnis, dass wie die Liebe so auch die Schönheit eine elementare Antwort des Glaubens auf die Offenbarung sein könnte.

Verehrte Damen und Herren, liebe Leserinnen und Leser: Martin Mosebacht's weltoffene Erzählungen, die Romane wie die Reportagen, gewinnen ihre Kraft aus einer stupenden Fähigkeit der teilnehmenden Beobachtung. Ihre Anschaulichkeit aber und ihre intellektuelle Erkenntnislust ergeben sich eigentlich erst aus der zweiten, entgegengesetzten Haltung: einem Abstand, der den Erzählungen noch des hitzigsten Geschehens eine leichte, präzise Eleganz gibt. Er kontrastiert und verbindet die verstehende Einfühlung mit einer Ästhetik nicht der Kälte, wohl aber der Kühle. Mosebacht's Weltneugier will die Welt nicht ans Licht zerren – er liebt ihre Geheimnisse, weil sie Geheimnisse sind, in Glanz und Dunkel und im verschleierte Dämmerchein, im Halbschatten. In ihre Wahrnehmung führt er uns ein, mit jedem neuen Buch; ein Mystagoge des Diesseits. Auch dafür sind wir ihm dankbar: für seine Weltneugier, für seine Weltfrömmigkeit, für seine staunenden Entdeckungsreisen im Vorläufigen.

DANKREDE

Martin Mosebach

Um diesen Preis entgegenzunehmen, bin ich von Frankfurt am Main nach Weimar gefahren. Eine ominöse Reise ist das oder war es jedenfalls, in der eben erst vergangenen und zugleich unendlich weit zurückliegenden Zeit, als die Städte und Landschaften noch ihre unverwechselbaren Eigenschaften besaßen, als die Menschen, die ihnen entstammten, von ihrer Herkunft imprägniert waren und jede Stadt für eine Lebensform stand, die sich deutlich sogar schon von den nächsten Nachbarstädten unterschied. Von Frankfurt am Main nach Weimar führte eine der bedeutsamsten Reisen der deutschen Geschichte; zwischen den beiden Städten lag damals nicht nur eine ganze Reihe von Staatsgrenzen, sondern buchstäblich Welten. Die Stadt, die Goethe verließ, war eine viel wichtigere Stadt als das moderne Frankfurt. Sie war Wahl- und Krönungsstadt der römisch-deutschen Kaiser und Könige, sie war die erste der Messestädte und sie war eine eigene freie Republik.

Wer heute über die Entstehung der Demokratie in Deutschland und ihre Wurzeln spricht, vergisst gern, wie tief diese Wurzeln reichen. Die Leser von *Dichtung und Wahrheit*, Goethes unschätzbaren Jugenderinnerungen, wissen es: Sie reichen bis ins Mittelalter, in den zahlreichen Stadtrepubliken Deutschlands jedenfalls, in denen nicht nur das Patriat, sondern auch die Handwerker an der Machtausübung

beteiligt waren. Einem Spielgefährten, der den jungen Goethe hänselt, sein Großvater sei nur ein Schneider gewesen, hält er entgegen: Darauf komme es nicht an – in Frankfurt herrsche die Gleichheit aller Bürger, und wie die Austarierung aller Interessen höchst kunstvoll auch ohne allgemeine Wahlen in einem solchen republikanischen Gemeinwesen gelang, wird auf vielen Seiten entfaltet. Bei den Krönungen und bei den Staatsakten wurde, so schreibt er zum Stolz der Bürger, „das Hunderttausendstel Souveränität“ sichtbar, das der Stadt an der Gesamtsouveränität des Reiches zukam – vielleicht war der Anteil daran sogar noch ein wenig höher. Dies Frankfurt, das Goethe hervorgebracht hatte und das er als junger Mann für immer verließ, war eine Polis – es stand in der ungebrochenen Tradition der antiken Bürgerstädte Griechenlands, und es besaß deren Fähigkeit, eine eigenständige Stadt-Persönlichkeit zu entwickeln. Es bedeutete etwas, Bürger von Frankfurt zu sein.

Wieviel, das zeigte noch einer meiner Helden im Jahre 1866, als die Freie Reichsstadt von Preußen erobert wurde: der Bürgermeister Fellner, der sich erschoss, als die Stadt ihre Freiheit verlor – ein Selbstmord, den zu bewundern ich auch als Katholik in Anspruch nehme. Dieser Tod zeigte aber auch die Eigenschaft der Polis, ihre Bürger mit Haut und Haaren zu besitzen – *extra urbem nulla salus*, außerhalb der Stadt kein Heil. Burckhardt hat diese Seelengefräßigkeit der Stadtrepubliken in ihrer für den Einzelnen durchaus auch bedrohlichen Ambivalenz eindrücklich beschrieben. Goethes Vater war davon überzeugt, dass sein Sohn, als er sich auf die Reise nach Weimar machte, die Freiheit des Städtlers verlieren werde, um der Untertan eines kleinen absolutistischen Monarchen zu werden. In Weimar herrschte nicht die Gleichheit, die Goethe in seiner Heimatstadt rühmte, sondern eine höfische Hierarchie. Und doch bot diese Hierarchie, in der der Dichter freilich seinen Platz ziemlich weit oben angewiesen fand, ihm eine Freiheit, die ihm die Republik nicht hätte garantieren können. Als Goethe nach Weimar reiste, um dort für sein ganzes Leben zu bleiben, wählte er eine persönliche und künstlerische Freiheit, die ihm der Monarch als sein engster Freund zusicherte. Das war einen Preis wert, auch den Umzug aus einer vibrierenden Metropole mit einer breiten wohlhabenden Bürgerschicht in die dörfliche Residenzstadt mit ihrem höchst überschaubaren Publikum.

Völlig zurecht hat er den Anstoß, von Frankfurt nach Weimar zu gehen, als einen Anruf des Schicksals verstanden: Goethes Existenz als eine von vielen in einer betriebsamen, von Handel und Geldgeschäft lebenden

Bürgergemeinschaft ist unvorstellbar; nur an einem Fürstenhof ist er denkbar, in herausragender Stelle neben dem Landesherrn, und dazu war es auch notwendig, dass es sich um einen kleinen Hof handelte – in Wien oder Paris wäre die ihm einzig angemessene Stellung als Dichter-Exzellenz niemals möglich gewesen. Ortega y Gasset hat in einem berühmten Essay diese Reise Goethes bedauert und sie für die deutsche Literatur als verhängnisvoll bezeichnet: der Dichter sei im kleinen Weimar vor der Welt in die Idylle geflohen und habe dadurch seine Aufgabe, die deutsche Kultur mit der modernen Zivilisation zu versöhnen, verfehlt; aber eine solche Anklage geht von der chimärischen Voraussetzung aus, man könne ein Leben von seinem Schicksal trennen, was eben so unmöglich ist, wie den Körper von der Seele zu scheiden.

In einer feierlichen Erregung spricht Goethe von seinem Schicksal, als habe sich es ihm wie eine gegenüberstehende Gewalt offenbart. Am Schluss von *Dichtung und Wahrheit*, als er beschreibt, wie er die Kutsche nach Weimar, die der Herzog ihm geschickt hatte, besteigt, muss er, um der Ergriffenheit angesichts dieser entscheidenden Lebensstunde Herr zu werden, sich selbst in der Gestalt einer seiner frühen Theaterhelden zitieren, Egmonts herrliche Tirade:

„Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unsers Schicksals leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts, als mutig gefaßt, die Zügel festzuhalten, und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da die Räder wegzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er sich doch kaum woher er kam.“

Der Rausch dieser Worte springt auch auf den heutigen Leser über, der den Begriff des Schicksals auf das eigene Leben nur mit Unbehaglichkeit anzuwenden wagt. Schicksal, das kommt uns für die Zufälligkeiten unserer Existenz als ein etwas zu groß und zu schwer geratener Begriff vor. Die Instanzen, die uns etwas unser Leben Beeinflussendes schicken könnten, sind uns hinter dicken Wolken verborgen. Auf dem Weg durch die nachrevolutionären Jahrhunderte haben die Menschen Gewicht abgeworfen; die Schuldunfähigkeit, die sie sich attestieren, hat sie federleicht gemacht. Man mag mit Verwunderung gehört haben, wenn ich behauptete, das Frankfurt der Goetheschen Jugendjahre sei eine wichtigere Stadt gewesen als das heutige. Wird in unserem zeitgenössischen Frankfurt nicht über die Wirtschaft von Kontinenten entschieden? Überragen die gläsernen Verwaltungstürme nicht um ein mehrfaches den

Domturm, das schönste Bauwerk des alten Frankfurt, der zu Goethes Zeiten bescheiden der „Parrotorn“ genannt wurde? Werden von hier aus nicht Geldsummen bewegt, gegen die die Reichtümer der alten Welt wie der Glasperlenschatz einstiger afrikanischer Häuptlinge anmuten?

Alles unbestreitbar. Und dennoch bleibe ich dabei, das Frankfurt der Goethezeit wichtiger zu nennen, und ich meine damit auch gewichtiger, als eigenständige Stadtskulptur mehr Gewicht auf die Waage seiner Epoche legend. Das mächtige Verwaltungszentrum, das Frankfurt nach dem Krieg weniger eingepflanzt als überstülpt worden ist, hat einen Stadtkrüppel entstehen lassen, denn die Stadt war viel zu klein dafür. Sie hat dieses Administrationszentrum nicht hervorgebracht, es ist in ihr nicht eingewurzelt, es ist kein Werk der Frankfurter und mit der Stadt trotz seiner alles zerwalzenden Übermächtigkeit nicht wirklich verbunden – wie ein riesiges Call-Center könnte es an jedem Ort der Welt etabliert werden – schon morgen könnte es seine Betonzelte anderswo aufschlagen. Die Vorstellung von Frankfurtern als Bürgern einer unverwechselbaren Stadt, die von ihr geformt werden und die sie formen, ist heute geradezu absurd. Frankfurt ist ein aus anderen Zeiten stammender und andere Vorstellungen evozierender Name, der unverbunden über einer zwischen Aschaffenburg und Mainz wuchernden Häuschensiedlung schwebt, über der zwar die Sonne noch untergeht, in der es aber an keinem Ort mehr dunkel wird, wahrlich nicht deswegen, weil die Metropole keine Ruhe fände, sondern weil es zur kommunalen Fürsorge gehört, auch einen zwischen Autobahnkreuzen gelegenen Friedhof mit Bogenlampen auszuleuchten.

Dies ist wohlgemerkt nicht das Frankfurt meiner Jugend, die ich ganz hier zugebracht habe. Damals hatte die Stadt noch nicht den Aspekt der Glitzerburg, wie sie von bestimmten Mainbrücken gesehen erscheint, wenn sich die paar Hochhäuser perspektivisch zusammenschieben. Ein Kind sieht alles mit unkritischem Blick, aber wenn ich die Bilder meiner Erinnerung hervorhole, muss ich mir eingestehen, dass ich in einer Umgebung von überwältigender Hässlichkeit aufgewachsen bin. Es gab nur Hässliches; das schönste waren noch die zahlreichen Ruinen, die allmählich von den Pflanzen erobert wurden und etwas von romantischen alten Burgen am Rhein an sich hatten; eine ausgebrannte neugotische Kirche, in deren Schatten ich aufgewachsen bin, sah, wenn die Sonne in ihrem Spitzbogenfenster unterging, wie auf einem Caspar David Friedrich-Gemälde aus. Aber sonst der klapprige Wiederaufbau in Unterwäsche-

Pastell-Farben, brutale Straßendurchbrüche in der Altstadt, Abriss der gar nicht so wenigen Altstadtreste, die den Krieg überstanden hatten. Und dann begann auch noch der Generalangriff auf das letzte einigermaßen erhaltene gründerzeitliche Viertel der Stadt, das etwa zu zwei Dritteln vernichtet wurde, bevor dem Wahn aus Dummheit und Geldgier Einhalt geboten werden konnte. Wenn ich an den grauen Verfall der DDR-Städte denke, der zur Wendezeit natürlich gegen das schick marmorverkachelte und mit eloxierten Spiegeln blinkende Frankfurt scharf abstachen, dann kann ich nicht anders, als mir einzugestehen, dass ich im Frankfurt der sechziger und siebziger Jahre gleichfalls in einer Art DDR herangewachsen bin.

Es kam dann mit sechzehn eine erste Italienreise; Verona war die erste italienische Stadt, in die mein Vater meinen Bruder und mich führte, und ich weiß noch, wie fassungslos ich war, als ich zum ersten Mal einen heilen, in Jahrhunderten gewachsenen Stadtmechanismus erlebte. Und ich weiß auch noch, dass es nicht die großen Baukunstwerke waren, die mich am meisten beeindruckten, sondern die langen Reihen der anonymen Wohnhäuser, die hier einen gemeißelten Türpfosten, dort einen schönen Türgriff, hier ein vollkommen proportioniertes Fenster, dort ein Madonnenmedaillon aus Stein oder Stuck besaßen. Es wurde mir klar, wie unendlich viele Hände notwendig gewesen waren, um ein Ensemble dieser Dichte zu schaffen, die kein Plan jemals hätte verwirklichen können. Und ich war nicht mehr imstande, die zweite Strophe von Goethes Mignon nicht vor allem auf mich zu beziehen: „Kennst du das Haus? auf Säulen ruht sein Dach, / Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach, / Und Marmorbilder stehn und sehn mich an: / Was hat man dir, du armes Kind, getan?“

Das arme Kind war ich. Ich zerfloss im Selbstmitleid, dem der hormonelle Zustand dieser Jahre die Süße verlieh. Aber eines stand fest: Zum frühestmöglichen Zeitpunkt würde ich Frankfurt verlassen und wahrhaft hinter mir lassen. Das war ein unumstößlicher Entschluss, es gab nur Gründe dafür, keinen dagegen. Und ich habe ihn auch niemals umgestoßen. Seit damals stehe ich ununterbrochen davor, Frankfurt für immer zu verlassen. Warum nicht nach Weimar ziehen? Die Weimaraner Schönheit in ihrer Puppenhaftigkeit ist beinahe perfekt. Ein wenig beunruhigend sind für mich nur die vielen Betten in Dichterhäusern und Schlössern, in denen niemals mehr jemand schlafen, die vielen Tische, die für Mahlzeiten bereit stehen, aber an denen niemals mehr jemand essen wird,

das Schloss ohne Herzog und Hof, die Stadt ohne die Geistesriesen, die hier eigentlich um jede Ecke kommen müssten, dafür nur die ungehemmt wachsende Menge von Papier, die nur noch mehr anschwillt, wenn etwas von ihr verbrennt. Eine Geisterstadt, ein in der Geschichte der Totenkulte einzigartiger Spezialfall von Grabkammern voller Hausrat der Toten, die zur Besichtigung freigegeben sind.

Aber der wahre Grund, dass es mir bis heute nicht gelungen ist, Frankfurt zu verlassen – wobei ich sogar noch in demselben Zimmer arbeite, in das ich mit sechzehn Jahren gezogen bin, liegt natürlich, man ahnt es, nicht in dem Abwägen, was an möglichen Wunschzielen, was an Weimar, Venedig, Paris, New York dann eines Tages doch fatal werden könnte. Es liegt überhaupt nicht an mir und meinem Zaudern. Und wenn schon Zaudern, dann ein gleichsam aktives Zaudern, ein Bereitsein, das Erwarten eines Eingreifens des Schicksals. Da ist es dann doch wieder da, das Schicksal, das ich eben noch für uns abhandeln gekommen erklärt habe. Ich habe durchaus „in unseres Schicksals leichten Wagen“ Platz genommen, aber die Sonnenpferde, die mit ihm hätten durchgehen müssen, sind ausgeblieben. Und ohne Sonnenpferde habe ich mich partout nicht bewegen wollen.

Mein Freund Henning Ritter fragte als junger Mann den verdienten Clemens Heller, Direktor der *Maison des sciences de l'homme*, wie er seine Karriere beginnen solle. Der alte Mann gab ihm den Rat: „Tuns' nix – lassens' sich schieben!“ Es ist, als hätte der alte Mann zu mir gesprochen; oder besser, als entspräche dieser weise Rat einem Grundgesetz meines Lebens, das nie durch Entschlüsse und Entscheidungen gekennzeichnet war, sondern durch gleitende, mir selbst oft lange verborgen gebliebene Entwicklungen. Es ist bei unserem Größten im Übrigen nicht so viel anders gewesen: fort wollte er schon aus Frankfurt, aber das sollte nicht durch seinen eigenen Willensakt, sondern durch eine Einladung geschehen, er wollte sich führen lassen, und er fühlte sich geführt. Und bei mir ist diese Einladung eben nie eingetroffen, kein Herzog und keine Frau hat mich dazu verlockt, Frankfurt zu verlassen, jeden Lebensimpuls habe ich in meiner unmittelbaren Umgebung gefunden.

Da wäre ich ein schlechter Deutscher, wenn aus solcher Erfahrung nicht gleich ein Prinzip gemacht würde: Der Autor geht in die Irre, der nach außergewöhnlichen Stoffen und unerhörten Begebenheiten Ausschau hält

und ohne sie glaubt nicht erzählen zu können. Was dem Alltäglichen Unspektakulären an Feuer und Farbe nicht abzugewinnen ist, das vermag auch der vermeintlich große Stoff nicht zu gewähren. Intensivieren, verdichten, elektrisch aufladen – das muss mit jedem Stoff geleistet werden und es kann mit jedem Stoff geschehen: die Suche nach dem faszinierenden Milieu der prall-bunten Umgebung lenkt von dieser Aufgabe nur ab. Unvergessen ist der erste Satz von Hamsuns *Hunger* – „Kristiania, die Stadt, die keiner verlässt, ehe er von ihr gezeichnet worden ist“ – damals war das heutige Oslo so groß wie heute Bad Homburg und ist in diesem großen Buch zu einem urbanen Moloch geworden.

Ich gebe aber gern zu, dass dieses Programm für einen jungen Mann zunächst wenig Anziehendes hat. Dostojewskis Petersburg, Prousts Paris, Joyce's Dublin, Henry Millers New York, oder um ein paar deutliche Stufen herunterzugehen, Lawrence Durrells Alexandria, schmutzige, überfüllte, unübersichtliche, auch unheimliche Stadtorganismen, in der sich hinter jeder Tür andere Welten auftun; die wären das richtige Bett für einen Schriftstellerleben gewesen, da schrieben sich die Romane quasi von selbst, der Autor war vor allem damit beschäftigt, die Überfülle der Eindrücke abzuwehren, es herrschte der *embarras de richesse* an sinnlichen Eindrücken – und dagegen Frankfurt, die Stadt nicht einfach der sinnlichen Magerkost, sondern die Kapitale der Unanschaulichkeit. Die ohne Zweifel vorhandene Kraft Frankfurts, das Geld, verweigert sich vielleicht nirgendwo so sehr wie hier einer Gestaltwerdung – wenn ich anfangs die Stadt ein geistiges Call-Center genannt habe, ein Nichts also, besteht die Pointe ja gerade darin, dass die eigentlichen Call-Center Frankfurts längst nach Indien ausgelagert worden sind – ein Nichts minus Nichts also – das ästhetische Äquivalent wäre vielleicht am besten eine serielle Komposition aus Fax-Pieptönen, aber lesen möchte man so etwas lieber nicht.

So machte ich mich denn, bei beständigem Ausbleiben der Sonnenpferde, daran, mein Ressentiment gegenüber dieser Stadt – „Was hat man dir, du armes Kind getan?“ – beiseite zu schieben und die Stadt in meinen Erzählungen zu behandeln wie ein menschenfreundlicher Pfleger von Geisteskranken seine Patienten behandelt: als seien sie gesunde normale Menschen mit einem zu respektierenden Willen – als sei dies eine heile, lebensvolle, gestaltenreiche Stadt, eine Stadt für einen Roman, und mir schien, dass sie das in diesen Erzählungen dann auch

irgendwie wurde, wobei ich mir, wie ich gern zugebe, gelegentlich die Lizenz gewährte, Eindrücke und Erlebnisse aus fernen Regionen in meine Stadtschilderung hineinzumogeln – ob solche halbwillkürlichen Träumereien nur Suggestionen zum Ergebnis hatten, oder ob sie vielleicht doch ein sorgfältig verborgenes Wirkliches sichtbar machten, wage ich nicht zu entscheiden.

Es kam dann auch der Zeitpunkt, in dem ich feststellen durfte, dass die Sonnenpferde gar nicht vollständig ausgeblieben waren – sie hielten Abstand, waren aber in meine Nähe gekommen. Nur sich vor einen Wagen, einen Schicksalswagen gar spannen lassen wollten sie nicht, sie wollten überhaupt nicht arbeiten, sondern am Flieder in den Vorgärten meiner Straße knabbern und ohne Zaumzeug herumspringen. So mag es die mir verbleibende Weile gern bleiben.

*Online-Publikation unter dem Titel: Frankfurts Sonnenpferde.
In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 06.07.2013
([http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/bilder-und-zeiten/
stadt-und-schicksal-frankfurts-sonnenpferde-12270816.html](http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/bilder-und-zeiten/stadt-und-schicksal-frankfurts-sonnenpferde-12270816.html))*

VERLEIHUNG DES LITERATURPREISES DER
KONRAD-ADENAUER-STIFTUNG E. V.
AN MARTIN MOSEBACH

Musikgymnasium Schloss Belvedere, Weimar
23. Juni 2013, 11.00 Uhr

PROGRAMM

FELIX MENDELSSOHN BARTHOLDY (1809-1847)

Klaviertrio d-moll op. 49
1. Satz Molto allegro ed agitato

*Astrid Kumkar, Violine
Jakob Kuchenbuch, Violoncello
Lisa Kapanadze, Klavier
Musikgymnasium Schloss Belvedere*

BEGRÜSSUNG

*Dr. Hans-Gert Pöttering MdEP
Vorsitzender der Konrad-Adenauer-Stiftung
Präsident des Europäischen Parlaments a. D.*

ANSPRACHE

*Christine Lieberknecht MdL
Ministerpräsidentin des Freistaates Thüringen*

WELTNEUGIER
LAUDATIO AUF MARTIN MOSEBACH

*Prof. Dr. Dr. h.c. Heinrich Detering
Präsident der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung
Georg-August-Universität Göttingen*

PREISVERLEIHUNG

Dr. Hans-Gert Pöttering MdEP
 Vorsitzender der Konrad-Adenauer-Stiftung
 Präsident des Europäischen Parlaments a. D.

DANKREDE

Martin Mosebach

FRANK MARTIN (1890-1974)

Trio für Klavier, Violine und Violoncello
 über irische Volkslieder, 1. Satz Allegro moderato

Astrid Kumkar, Violine
Jakob Kuchenbuch, Violoncello
Lisa Kapanadze, Klavier
 Musikgymnasium Schloss Belvedere

BILDICHE IMPRESSIONEN



v.l.n.r.: Ijoma Mangold, Juror; Prof. Dr. Gerhard Lauer, Juror; Dr. Hans-Gert Pöttering MdEP, Vorsitzender der Konrad-Adenauer-Stiftung und Präsident des Europäischen Parlaments a.D.; Prof. Dr. Birgit Lermen, Juryvorsitzende; Elisabeth Mosebach; Martin Mosebach, Preisträger 2013; Christine Lieberknecht MdL, Ministerpräsidentin des Freistaates Thüringen und Jurorin; Prof. Dr. Heinrich Detering, Georg-August-Universität Göttingen und Präsident der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung, Laudator; Prof. Dr. Bernhard Vogel, Ehrenvorsitzender der Konrad-Adenauer-Stiftung und Ministerpräsident a.D.



Christine Lieberknecht MdL bei ihrer Ansprache.



Der Preisträger und sein Laudator.



Prof. Dr. Birgit Lermen, Martin Mosebach und Dr. Hans-Gert Pöttering MdEP.



Martin Mosebach bei seiner Dankrede.



Astrid Kumkar, Violine; Jakob Kuchenbuch, Violoncello; Lisa Kapanadze, Klavier; Musikgymnasium Schloss Belvedere; Prof. Dr. Anne-Kathrin Lindig, Hochschule für Musik Franz Liszt Weimar und Vertrauensdozentin der Konrad-Adenauer-Stiftung. Im Hintergrund (links) sitzend Anne Koch und Nora Held, Schülerinnen des Musikgymnasiums, die im Rahmen der Feierstunde mit einer Zuwendung aus der Bernhard-Vogel-Stiftung ausgezeichnet wurden.

DIE KONRAD-ADENAUER-STIFTUNG

verleiht

MARTIN MOSEBACH

DEN
LITERATURPREIS
DER
KONRAD-ADENAUER-STIFTUNG
2013

Sankt Augustin/Berlin, im Juni 2013

DR. HANS-GERT PÖTTERING, MdEP
VORSITZENDER DER KONRAD-ADENAUER-STIFTUNG e.V.
PRÄSIDENT DES EUROPÄISCHEN PARLAMENTES a.D.

PROF. DR. BIRGIT LERMEN
VORSITZENDE DER JURYS
UNIVERSITÄT ZU KÖLN

Der 1951 geborene Martin Mosebach erweist sich in seinen Werken als eigenständiger Denker und als Stilist von außerordentlicher Sprachkraft, der durch Eleganz und geistreiche Ironie, durch Anmut und Kühnheit gleichermaßen überzeugt. Seine Romane durchleuchten feinsinnig die Milieus bürgerlicher Werte, zuletzt in den Frankfurt-Romanen *Der Mond und das Mädchen* (2008) und *Was davor geschah* (2010). Gewürdigt werden sein Beitrag zur interkulturellen Verständigung (etwa in dem Roman *Die Türkin*, 1999) und die brillante Beobachtungsgabe seiner Reisebeschreibungen (so in dem Indienbuch *Stadt der wilden Hunde*, 2008, und in dem Essayband *Als das Reisen noch geholfen hat*, 2011). Martin Mosebach erinnert daran, dass die Freiheit der Kunst der Wertorientierung bedarf und dass die Literatur ohne die Verantwortung vor der Tradition verflacht.

„STAUNENDER REALISMUS“

GESPRÄCH MIT MARTIN MOSEBACH

Michael Braun: *Die Titel Ihrer Bücher klingen programmatisch oder poetisch: „Du sollst Dir kein Bildnis machen“ oder „Als das Reisen noch geholfen hat“, „Der Mond und das Mädchen“, „Was davor geschah“. Wie kommen Sie zu den Titeln Ihrer Bücher?*

Martin Mosebach: Das ist eine sehr schwierige Frage, die ich auch nach dreißig Jahren des Veröffentlichens eigentlich für mich noch nicht richtig entschieden habe. Eigentlich sind Titel für mich nicht wichtig. Fast niemals habe ich ein Buch geschrieben, wissend, welchen Titel es haben würde. Und fast immer war es ungeheuer schwierig, dann einen Titel zu finden, denn mir widerstrebt es natürlich, eine Art Formel zu finden, die dieses Buch ganz in sich enthält. Der Titel soll eine gewisse Offenheit haben, er soll natürlich Assoziationen wecken, er soll funktionieren, auch wenn man das Buch nicht gelesen hat, er soll dann aber doch irgendwie aus dem Geist des Buches hervorkommen. Gegenwärtig haben wir eine – für meinen neuen Roman, den ich gerade abgeschlossen habe – ganz schwere Titelgeburt, und es werden jeden Tag neue Titel geboren, die dann auch im Verlag beraten werden und leider dann kein langes Leben haben. Kurzum, ich habe kein Verhältnis zu Titeln. Ich finde es herrlich, wie Doderer seinen letzten Roman genannt hat: *Roman No. 7*.

Es wäre wunderbar, wenn man seine Bücher wie Symphonien durchnummerieren könnte.

Braun: *Bei aller Leporellohaftigkeit haben die Titel ja auch immer was Geheimnisvolles. Sie schreiben, der Schriftsteller sei der Historiker seines Stoffes, ihm sei es darum zu tun, der Realität etwas „Zauberhaftes“ zu geben. Wie zauberhaft muss denn die Realität sein? Ist der Schriftsteller für Sie so etwas wie ein Zauberer, wie man es über Thomas Mann gesagt hat?*

Mosebach: Ja, aber es geht nicht darum, den beschriebenen Dingen einen Zauber zu verleihen, was hieße, sie schöner und reizvoller zu machen, als sie sind, und aus ihnen etwas herauszuholen, was eigentlich gar nicht darin ist, weil sie eigentlich zu reizlos sind. Vielmehr käme es darauf an, den in ihnen bereits vorhandenen Zauber zu entdecken.

Braun: *Ist es das, was Sie unter „staunendem Realismus“ verstehen – im Gegenteil zu einem eher pessimistischen Realismus, wie er ja so oft in der Gegenwartsliteratur um sich greift?!*

Mosebach: Ja, genau so könnte man das sagen. Es geht mir um einen Realismus, der sich meditativ mit der Welt, die er beschreibt, befasst und dann entdeckt, was in ihr steckt. Mehr, als man vorerst vermutet hat.

Braun: *In Ihren Romanen geht es meistens sehr zivilisiert zu, es wird ein mittlerer oder auch hoher Ton gesprochen, es wird pünktlich zu Mittag gegessen. Die Kritik verortet Sie deswegen auf der Seite eines neuen Bürgertums, einer neuen Bürgerlichkeit. Können Sie damit glücklich werden?*

Mosebach: Sogenannte realistische Romane haben einen wichtigen soziologischen Aspekt, aber natürlich nicht in dem wissenschaftlichen Sinn, dass sie genau wüssten, was sie da beschreiben. Ich bin mir nicht so sicher, ob ich jetzt Bürgerlichkeit im Sinne eines politischen oder gesellschaftlichen Prinzips beschreibe. Ich beschreibe Milieus, oder überhaupt Vorfälle, die mir vor die Füße gerollt sind, die ich nicht gesucht, sondern in meiner unmittelbaren Nähe aufgefunden habe. Mein Prinzip ist, nicht „reportagehaft“ zu schreiben, nicht, wie Doderer sagte, zu „zolasieren“ – also sich nach dem Prinzip Émile Zolas ein bestimmtes Milieu vorzunehmen, es zu erforschen und monatelang zu

recherchieren –, sondern etwas zu nehmen, was mir vollständig vertraut ist, wo ich nicht als ein Außenstehender spreche, sondern als einer, der die Stimmung eben so vielfältig und so lang und so genau erfahren hat, dass sie sich in der Erinnerung quasi von selbst wiederherstellt. So dass eine Atmosphäre nicht eigentlich beschrieben wird, sondern zu einem poetischen Zustand werden kann. Deswegen habe ich nie lange gesucht, was ich beschreibe.

Ein sogenanntes bürgerliches Milieu – um hier ungeprüft den soziologischen Begriff zu übernehmen –, ein Arzt-, Anwalt-, Geschäftsleute- oder gehobenes Beamtenmilieu ist ja nun keine exotische Welt, sondern eine die politische Wirklichkeit Deutschlands sehr weitgehend bestimmende Welt, sehr stark auf sie einwirkend. Wir sind weit entfernt davon zu sagen, diese Art von Bürgerlichkeit hätte einen entlegenen, exquisiten Charakter, sondern es ist in hohem Maße auch politische Realität. Und von daher bedarf es auch keiner großen Erklärung, warum man Geschichten in diesem Milieu ansiedelt.

Braun: *Herr Mosebach, Sie haben in Ihren Romanen sehr häufig Frankfurt als Handlungsort gewählt und jetzt kommen Sie aus Frankfurt nach Weimar. Das ist ja immer etwas ganz Besonderes. Welche Bedeutung hat für Sie Weimar, als kultureller Ort, als Ort im vereinten Deutschland, als Ort der Preisverleihung der Konrad-Adenauer-Stiftung?*

Mosebach: Weimar ist eben nun Goethes Stadt, auch die Stadt von vielen, vielen anderen. Es ist ja wirklich verblüffend, wer sich da zwischen Cranach und Liszt und Nietzsche und – das ganze Jahrhundert überspannend – in einem unauffälligen kleinem Städtchen, das niemals besonders wohlhabend gewesen ist, versammelt hat. Die Reise von Frankfurt nach Weimar werde ich morgen auch zu meinem Thema machen, das liegt ja nahe. Es ist eine Reise, die für die deutsche Geschichte eben eine überaus bedeutsame geworden ist. Goethes Weg aus der Stadtrepublik an den kleinen Fürstenhof war ein für die Geschichte der deutschen Sprache, und auch der politischen Geschichte, ein ungeheuer folgenreicher Schritt.

Kay Wolfinger: *Finden Sie Goethe in Weimar anders wieder als in Frankfurt? Das Goethe-Haus in Frankfurt ist ja, wie ich hörte, fast völlig neu aufgebaut worden.*

Mosebach: Ja, das Goethe-Haus ist eine Rekonstruktion. Es gibt unten ein paar abgetretene Stufen aus Goethes Zeit. Aber sonst ist nichts erhalten. Es war auch vor dem Krieg insoweit eine Rekonstruktion, als die Möbel, Bilder und Bücher alle von der Mutter verkauft worden waren. Die Mutter hat den ganzen Hausrat versteigern lassen und ist in eine kleine Dreizimmerwohnung am Rossmarkt gezogen. Etwas, das aus dem alten Goethe-Haus stammt, ist heute überhaupt nicht mehr drin. Es gibt kleine Sachen, die aus der Wohnung der Mutter stammen und zeitlich deutlich später sind, frühbiedermeierliche Dinge: ein Klöppelkisschen und ein kleines Tischchen, gar nicht bedeutende Sachen, aber immerhin. Und es gibt ein Stück bemalte Tapete unten in dem blauen Zimmer, die tatsächlich aus dem alten Haus stammt, aber zu Goethes Zeiten nicht mehr angebracht war. Als das Goethe-Haus damals umgebaut wurde, wurde das Dach mit dieser Tapete gestopft. Die hat man später als Fetzen dort wiedergefunden. Dennoch ist diese Rekonstruktion von großer Bedeutung, denn es gibt eben *Dichtung und Wahrheit* und das Haus, wie es jetzt steht, ist ein nicht unwesentlicher Kommentar zu *Dichtung und Wahrheit*, einem von Goethes bedeutendsten Werke, einem der bedeutendsten Werke der Deutschen. Deshalb kann man sagen, dass ohne die Anschauung des Hauses, ohne die Möglichkeit, durch die Zimmer zu gehen, etwas fehlen würde.

Wolfinger: *Sie haben doch vor vielen Jahren selbst Führungen durch das Goethe-Haus angeboten.*

Mosebach: Ja, als Schüler der Oberstufe. Damals wurden die Führungen noch sehr viel lässiger behandelt. Heute sind sie sorgfältig erarbeitet. In den späten sechziger Jahren war es Ehrenamtlichen anvertraut, die ihren eigenen Murks zusammenerzählten, und dem bin ich dann auch gefolgt. Ich muss gestehen, dass ich zum Teil wohl wirklich auch Blödsinn erzählt habe. Aber es waren wunderbar komische Zeiten, weil man sehen konnte, wie Menschen Dinge besichtigen. Das konnte man allein schon am Trinkgeld ablesen. Wenn man sagte, an diesem Tisch hat Goethe *Götz von Berlichingen* geschrieben, gab es Trinkgeld. Wenn man genau erklärte, wie es wirklich ist, dass es ein in der Atmosphäre ähnlich zusammengestelltes Mobiliar ist, haben die Leute mit höflichem Interesse gelauscht und keinen Pfennig gegeben.

Wolfinger: *Goethe war Ihnen immer ein wichtiges Vorbild, wie Sie in früheren Reden und Aufsätzen deutlich gemacht haben.*

Mosebach: Natürlich. Man kann kein deutscher Schriftsteller sein, kein lesender Deutscher sein ohne Goethe. Es gibt zwar auch immer die Fraktion der Goethe-Feinde, die aber Goethe brauchen, um sich über Goethe aufzuregen. Es geht nicht ohne ihn. Eine richtige Gleichgültigkeit ihm gegenüber kriegte, glaube ich, lange Zeit niemand hin. Die Leute haben Goethe eigentlich immer geliebt oder verabscheut. Dass er einem aber richtig egal ist: Das mag es heute erstmals geben. Aber das ist kein gutes Zeichen.

Braun: *Wäre Goethe für Sie auch sprachlich ein Vorbild heute? Sie üben ja gelegentlich Kritik am Zustand der deutschen Sprache und betonen andererseits die Wichtigkeit von Mundarten und Dialekten.*

Mosebach: Das von Goethe, seinen Freunden und Mitstreitern geschaffene Deutsch der sogenannten Weimarer Klassik ist das maßstäbliche Deutsch bis heute. Es unterscheidet sich in kleinen Punkten, es gibt auch Wortveränderungen im Sprachgebrauch, aber das ist unbedeutend. Goethe hat das moderne Deutsch geschaffen, daran gibt es gar keinen Zweifel. Der, wie er es nannte, allgemeine gebildete Stil ist so aktuell wie zu seiner Zeit. Es leugnen zu wollen, hieße einfach, blind zu sein.

Goethe ist viel mehr als ein Sprachvorbild im engen künstlerischen Sinn. Ein Jean Paul zum Beispiel hat eine viel größere konkrete Gefolgschaft gefunden. Heute gibt es keinen einzigen Autor, der sich unmittelbar auf das Stilvorbild Goethe berufen würde, wohingegen es eine Reihe gibt, die sich auf das Stilvorbild Kleist, auf das Stilvorbild Jean Paul usw. berufen.

Braun: *Vor allem Jean Pauls Wortschatz ist größer, vielfältiger, auch zum Teil origineller...*

Mosebach: Na ja, ob er größer ist, das weiß ich nicht. Wissen Sie, wie groß der Goethe-Wortschatz ist? Man hält ihn momentan bei der Zahl 90.000.

Braun: *Das ist bedeutend mehr als der Wortschatz von Konrad Adenauer ...*

Mosebach: Ja, ja, ja.

Braun: ...der aber natürlich sehr wirkungsvoll war in der Politik.

Mosebach: Ja, man kann auch sehr wirkungsvoll mit weniger Wörtern sein. Die Menge der Wörter muss nichts über künstlerische Kraft besagen. Der Wortschatz von Jean Paul ist sicher auch groß, ich weiß nicht, ob er im Ergebnis dann so groß ist wie der von Goethe. Es ist interessant: Autoren, literarische Werke beziehen sich gegenwärtig fast überhaupt nicht auf Goethe. Aber dafür bezieht sich die gesamte Sprache auf Goethe.

Wolfinger: *Morgen nehmen Sie den Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung entgegen. Welches Verhältnis haben Sie zu dieser Stiftung, weil manche erwartet haben, dass der – vereinfacht gesagt – „konservative Autor Martin Mosebach“ irgendwann diesen Preis erhalten wird?*

Mosebach: Ich habe nur einmal an einer Tagung zum Dialog der Religionen teilgenommen, welche die Konrad-Adenauer-Stiftung [2004 in Bonn, Anm. der Red.] veranstaltete. Ansonsten gab es bisher keine Berührungspunkte. Als Student kannte ich die Konrad-Adenauer-Stiftung nicht, obwohl man sie hätte kennen können, weil ich viel zu faul war, um überhaupt in den Fokus einer ehrgeizigen Nachwuchsförderung zu geraten.

Wolfinger: *Sie standen doch in Ihrem Leben einige Zeit der CDU nahe.*

Mosebach: Ich war wenige Jahre lang Mitglied. 1970 war das, zwei Jahre lang. Das war eine kommunalpolitische Aktion, nannte sich „Die Gruppe 70“ und war eine in der Partei sehr misstrauisch beäugte Gruppe, eine Minderheit. Frankfurt wurde damals in einer dauergroßen Koalition von CDU und SPD regiert. Diese Koalition führte dazu, dass die CDU zur Bedeutungslosigkeit schrumpfte. Sie lag nur noch bei 25 Prozent. Es war für Frankfurt eine ganz furchtbare Zeit, das dürften auch heutige SPD-Politiker so sehen. Es war die Zeit, in der die Stadt den Ruf als eine der hässlichsten Städte Deutschlands hatte, in der Korruption waltete, wild gebaut wurde und das Wenige, das nach dem Krieg erhalten geblieben war, sinnlos kaputt gemacht wurde. Das war die Zeit des für Frankfurt katastrophalen Politikers Rudi Arndt, dem „Dynamit-Rudi“, der die alte Oper in die Luft sprengen und die Autobahn von Eltville bauen lassen wollte. Das war brutalistisch und technokratisch – nein, so möchte ich’s

gar nicht nennen, denn Technik war auch nicht dabei, es ging einfach nur noch ums Kaputtmachen. Die CDU kam aus dieser Umarmung nicht heraus. Da erfanden drei Frankfurter Anwälte diese Aktion, aus der Hunderte Leute geworden waren, die in die CDU eintraten, in die Ortsverbände gingen und dort die bisherigen Vorstände stürzten. Es genügte nicht, um eine Mehrheit in der Stadt-CDU zu bekommen, sorgte aber für so viel Getöse, diese „Gruppe 70“ – sie wurde im *Spiegel* „AG Adel und Banken“ genannt –, dass Rudi Arndt von seiner Seite aus die große Koalition aufkündigte. Das war die Voraussetzung dafür, dass der erste CDU-Bürgermeister die Wahl gewann, und der Kulturdezernent leitete eine große Wende in Frankfurt ein, von der die Stadt heute noch profitiert. Es war also eine ganz konkrete kommunalpolitische Aktion. Ich hatte schon damals das Gefühl, nicht in eine Partei zu gehören.

Wolfinger: *Ist es eine große Freude, in diesem Jahr 2013 den Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung zu bekommen?*

Mosebach: Ich habe nach dem Büchner-Preis eine ganze Reihe von Jahren keine Preise bekommen, und natürlich ist der Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung erst einmal eine Reaktion von Lesern. Eine Jury besteht aus Lesern, und dass sich diese zu einem Autor bekennen und sagen: „Diesem Autor wollen wir in der Fülle der Autoren diesen Preis zusprechen“, das ist sehr erfreulich. Es ist eine Reaktion von Lesern, die ich als solche sehe. Es ist so, wie wenn mir ein gescheiter Leser, eine gescheite Leserin einen schönen Brief schreibt und sagt, dass ihm oder ihr irgendetwas an einem Buch wesentlich geworden ist. Beim Adenauer-Preis ist es dann noch eine Spur mehr, weil diese Reaktion öffentlich gemacht wird und diese Leser sich zu einem Autor öffentlich bekennen.

Braun: *Der Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung ist ein Preis, der an Autoren verliehen wird, die der Freiheit das Wort geben. So lautet die Formel in der Satzung. Gibt es für Sie Grenzen der Freiheit der Kunst, wo stößt das Wort des Künstlers auf die Grenzen der Freiheit?*

Mosebach: Ich möchte zunächst vom Standpunkt des Schriftstellers einmal sagen, dass es für den Schriftsteller gar keine Begrenzung geben darf! Was die Gesellschaft dazu sagt, wird etwas anderes sein. Die Gesellschaft kann da ihre legitimen Ansprüche anmelden. Und manchmal meldet sie auch illegitime Ansprüche an. Aber Freiheit ist für mich zu-

nächst eine innere Eigenschaft, und dann erst besteht sie in Rechten. Joseph de Maistre sagte einmal, man kann nur Völker befreien, die schon frei sind. Und das gilt auch für den Einzelnen. Nur der kann mit Freiheitsrechten etwas anfangen, der für sich genommen schon frei ist. Ich plädiere sehr stark dafür, Freiheit als zunächst einmal persönliche Eigenschaft zu begreifen, bevor man dann im politischen Kampf durchaus probiert, wie viel davon sich im sozialen Miteinander behaupten lässt.

Braun/Wolfinger: Herzlichen Dank für das Gespräch.

Mit Martin Mosebach sprachen Michael Braun (KAS) und Kay Wolfinger (Promotionsstipendiat der KAS an der LMU München) am 22. Juni 2013 in Weimar.

ZEITTAFEL

Martin Mosebach

- 1951 Geboren am 31. Juli in Frankfurt am Main, aufgewachsen in Königstein/Taunus und in Frankfurt-Westend.
- 1970 Abitur am Lessing-Gymnasium.
- 1979 Studium der Rechtswissenschaften in Frankfurt am Main und Bonn, Zweites Staatsexamen in Frankfurt am Main.
- 1980 Förderpreis der Jürgen Ponto-Stiftung.
- 1982 Texte zu *Johann Wolfgang von Goethe. Ein Leben in Liedern – eine musikalisch-literarische Reihe in drei Folgen* (Frankfurter Alte Oper).
- 1983 Debüt mit dem Roman *Das Bett* (Hoffmann und Campe).
- 1984 Preis der Neuen Literaturgesellschaft Hamburg.
- 1985 *Ruppertshain*. Roman (Hoffmann und Campe).
- 1988 *Rotkäppchen und der Wolf. Ein Versdrama* (Hoffmann und Campe).
- 1990 *Buster's Bedroom. A filmbook*. Drehbuch zusammen mit Rebecca Horn (Regie) (Metropolis Film/WDR). Ausstrahlung des Hörspiels *Rotkäppchen und der Wolf* im Hessischen Rundfunk (am 4. Juli).
- 1991 *Schermuly. Abstrakte Strukturen eines neuen Realismus* (Hirmer Verlag).
- 1992 *Westend*. Roman (Hoffmann und Campe). *Rotkäppchen und der Wolf* wird am 4. Januar im Schauspiel Frankfurt uraufgeführt (Regie: Hans Hollmann).
- 1995 *Album Raffaello*. Gedichte und Zeichnungen (Zens Verlag). *Das Kissenbuch*. Gedichte und Zeichnungen (Insel Verlag; 2006 ebendort als Taschenbuch erschienen). *Stilleben mit wildem Tier*. Erzählungen (Berlin Verlag). *Der Schacht*. Uraufführung des Hörspiels am 27. März im Hessischen Rundfunk/Radio Bremen (Regie: Norbert Schaeffer).
- 1996 *Das Grab der Pulcinellen*. Erzählungen (Berlin Verlag). Libretto für die Oper *Oberon* (nach Carl Maria von Weber), Uraufführung in der Oper Frankfurt (Regie: Hans Zender).

- 1997 *Die schöne Gewohnheit zu leben. Eine italienische Reise* (Berlin Verlag). Neuauflage 2007 (Berlin Taschenbuch Verlag).
- 1999 *Die Türkin*. Roman (Aufbau Verlag).
Heimito-von-Doderer-Literaturpreis.
- 2000 *Eine lange Nacht*. Roman (Aufbau Verlag).
Das Wasser in Capri. Ausstrahlung des Hörspiels am
12. November im Hessischen Rundfunk.
- 2001 *Der Nebelfürst*. Roman (Eichborn Verlag).
El retablo de Maese Pedro. Musik von Manuel de Falla,
Uraufführung: Schauspielhaus Wien.
Vivaldi – eine Stadt wird Musik. Monolog zu „L’Estro
Armonico“ von Antonio Vivaldi, Uraufführung: Freiburger
Barockorchester.
- 2002 *Häresie der Formlosigkeit. Die römische Liturgie und ihr
Feind* (Karolinger Verlag; Neuauflage 2007, Hanser).
Mein Frankfurt (Insel Verlag).
Eine lange Nacht, Faksimileausgabe des Manuskripts mit
Bildern von Rebecca Horn (Hatje Verlag).
Kleist Preis.
- 2003 Der Spycher Literaturpreis Leuk.
- 2004 Blauer-Salon-Preis des Frankfurter Literaturhauses
(zusammen mit Daniel de Roulet).
- 2005 *Das Beben*. Roman (Hanser).
Du sollst Dir ein Bild malen. Über alte und neue Meister
(zu Klampen Verlag).
Kranichsteiner Literaturpreis des Deutschen Literaturfonds.
- 2006 *Schöne Literatur*. Essays (Hanser).
*Die Kunst des Bogenschießens und der Roman. Zu den
„Commentarii“ des Heimito von Doderer* (Carl Friedrich von
Siemens Stiftung).
Großer Literaturpreis der Bayerischen Akademie der Schönen
Künste.
- 2007 *Der Mond und das Mädchen*. Roman (Hanser).
Georg-Büchner-Preis. Die Dankrede des Preisträgers und
die Laudatio von Navid Kermani sind 2008 unter dem Titel
Ultima ratio regis im Hanser Verlag erschienen.

- 2008 *Stadt der wilden Hunde. Nachricht aus dem alltäglichen
Indien* (Hanser). Als Hörbuch, gelesen vom Autor (Hörbuch
Hamburg).
Rotkäppchen und der Wolf. Ein Drama. Live-Mitschnitt
einer szenischen Lesung. 2 CDs (Hörbuch Hamburg).
Die Türkin. Gekürzte Autorenlesung. 5 CDs (Hörbuch
Hamburg).
- 2009/10 Fellow des Wissenschaftskollegs zu Berlin.
- 2010 *Was davor geschah*. Roman (Hanser).
Rom, ewige Stadt, Sehnsucht im Klischee? (Corso Verlag).
- 2011 *Das Rot des Apfels. Tage mit einem Maler* (zu Klampen
Verlag).
Als das Reisen noch geholfen hat. Von Büchern und Orten
(Hanser).
- 2012 *Der Ultramontane. Alle Wege führen nach Rom*. Essays
(Sankt Ulrich Verlag).
- 2012/13 Fellow des Internationalen Kollegs Morphomata der Univer-
sität zu Köln auf Einladung von Prof. Dr. Günter Blamberger.
- 2013 Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung.
Martin Mosebach erhält ein Stipendium der Villa Massimo
in Rom für 2013.

Prof. Dr. Gerhard Lauer

Geboren 1962. M.A. 1989. Promotion 1992. Habilitation 2000 an der Universität München. Forschungsaufenthalte an der Princeton University (1990), am Oxford Center for Postgraduate Hebrew Studies (1991) und an der Hebräischen Universität Jerusalem (1996). Seit 2002 Inhaber des Lehrstuhls für Deutsche Philologie an der Universität Göttingen, 2007 Direktor des Instituts. Gründungsdirektor des Göttinger Zentrums für Theorie und Methodik der Kulturwissenschaften (2005), Teilnehmer der Graduiertenkollegs „Generationengeschichte“ und „Wertung und Kanon“ sowie der Max Planck Research School „Werte und Wertewandel in Mittelalter und Neuzeit“. Habilitationspreis der Universität München (2002).

Publikationen u. a.: *Die verspätete Revolution. Erich von Kahler. Wissenschaftsgeschichte zwischen konservativer Revolution und Exil* (1995), *Bildung und Konfession. Politik, Religion und literarische Identitätsbildung im 19. Jahrhundert* (Mithrsg., 1996), *Rückkehr des Autors. Zur Erneuerung eines umstrittenen Begriffs* (Mithrsg., 1999), *Nach der Sozialgeschichte. Konzepte für eine Literaturwissenschaft zwischen Historischer Anthropologie, Kulturgeschichte und Medientheorie* (Mithrsg., 2000), *Texte zur Theorie der Autorschaft* (Mithrsg., 2000), *Regeln der Bedeutung. Zur Theorie der Bedeutung literarischer Texte* (Mithrsg., 2003), *Contested Legacies. Sixteen Chapters on the Vicissitudes of Bildung in Exile* (Mithrsg., 2005), *Das Erdbeben von Lissabon und der Katastrophendiskurs im 18. Jahrhundert* (Mithrsg., 2008), *Die Rückseite der Haskala. Geschichte einer kleinen Aufklärung (1650-1770)* (2008), *Grundkurs Literaturgeschichte* (2008), *Grenzen der Literatur. Zu Begriff und Phänomen des Literarischen* (Mithrsg., 2009), *Die Erfindung des Schriftstellers Thomas Mann* (Mithrsg., 2009), *Literaturwissenschaftliche Beiträge zur Generationsforschung* (Hrsg., 2010), *Lexikon Literaturwissenschaft. Hundert Grundbegriffe* (Mithrsg., 2011), *Kunst und Empfindung: zur Genealogie einer kunsttheoretischen Fragestellung in Deutschland und Frankreich im 18. Jahrhundert* (Mithrsg., 2012), *Vergessen, was Eltern sind: Relektüre und literaturgeschichtliche Neu-situierung der angeblichen Väterliteratur* (Mithrsg., 2012).

Zahlreiche Aufsätze zur Literaturgeschichte des 17. Jahrhunderts bis zur Gegenwart, zu Grundbegriffen der Literaturtheorie, zur Wissenschaftsgeschichte der Germanistik.

Prof. Dr. Birgit Lermen

Geboren 1935. Professor em. für Neuere Deutsche Literatur an der Universität zu Köln. Vorsitzende der Jury zur Vergabe des Literaturpreises der Konrad-Adenauer-Stiftung (seit 1993), Mitglied u. a. der Jury des Düsseldorfer Heine-Preises (seit 2008). Mitglied der Akademie der gemeinnützigen Wissenschaften zu Erfurt. Auszeichnung mit dem Österreichischen Ehrenkreuz für Wissenschaft und Kultur I. Klasse.

Publikationen u. a.: *Moderne Legendendichtung* (1968), *Das traditionelle und das neue Hörspiel im Deutschunterricht* (1975), *Lyrik aus der DDR* (1987); *Lebensspuren* Bd. 1: *Hilde Domin – „Hand in Hand mit der Sprache“* und Bd. 2: *Nelly Sachs – „an letzter Atemspitze des Lebens“* (beide mit Michael Braun, 1997 und 1998), *Stefan Andres – Zeitzeuge des 20. Jahrhunderts* (Mithrsg., 1999), *„Hinauf und Zurück / in die herz-helle Zukunft“*. *Deutsch-jüdische Literatur im 20. Jahrhundert. Festschrift für Birgit Lermen* (Hrsg. von Michael Braun u. a., 2000), *Thomas Mann: Deutscher, Europäer, Weltbürger* (Mithrsg., 2003), *Begegnung mit dem Nachbarn (I.): Aspekte österreichischer Gegenwartsliteratur* (Mithrsg., 2003), *Brücke zu einem vereinten Europa: Literatur, Werte und Europäische Identität* (Mithrsg., 2003), *Begegnung mit dem Nachbarn (II.): Niederländische Gegenwartsliteratur* (Mithrsg., 2003), *In Gottes Namen? Zur kulturellen und politischen Debatte um Religion und Gewalt* (Mithrsg., 2004), *Begegnung mit dem Nachbarn (III. und IV.): Französische Gegenwartsliteratur und Schweizer Gegenwartsliteratur* (Mithrsg., 2004 und 2006), *Europa im Wandel: Literatur, Werte und Europäische Identität* (Mithrsg., 2004, 2005, 2008, 2011), *Stefan Andres: Werke* (Mithrsg., 2007 ff.), *Interpretationen. Gedichte von Else Lasker-Schüler* (Mithrsg., 2010), *Stefan Andres: Werke in Einzelausgaben / Tanz durchs Labyrinth: Lyrik – Drama – Hörspiel* (Mithrsg., 2012).

Zahlreiche Aufsätze zur deutschsprachigen Literatur des 19., 20. und 21. Jahrhunderts.

Christine Lieberknecht MdL

Geboren 1958 in Weimar. 1982 erstes, 1984 zweites theologisches Examen. 1984-1990 Pastorin im Kirchenkreis Weimar. Seit 1991 Mitglied des Thüringer Landtags. 1990-1992 Thüringer Kultusministerin, 1992-1994 Thüringer Ministerin für Bundes- und Europaangelegenheiten, 1994-1999 Thüringer Ministerin für Bundesangelegenheiten in der Staatskanzlei. 1999-2004 Präsidentin des Thüringer Landtags. 2004-2008 Vorsitzende der CDU-Fraktion im Thüringer Landtag. 2008-2009 Thüringer Ministerin für Soziales, Familie und Gesundheit. Seit dem 30. Oktober 2009 Ministerpräsidentin des Freistaats Thüringen.

Stv. Mitglied der Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), stv. Bundesvorsitzende des Evangelischen Arbeitskreises der CDU/CSU, Mitglied im Kuratorium der Internationalen Martin-Luther-Stiftung. Ehrevorsitzende der Europäischen Bewegung Thüringens e. V., korrespondierendes Mitglied des Collegium Europaeum Jenense, Vorsitzende des Stiftungsbeirats der Thüringer Stiftung für Bildung und berufliche Qualifizierung, Vorsitzende des Kuratoriums der Stiftung „Schloss Ettersburg – Gestaltung des demografischen Wandels“, Vorsitzende des Kuratoriums Deutsche Einheit e. V. u. a.

Vgl. www.christine-lieberknecht.de und www.thl-cdu.de

Felicitas von Lovenberg

Geboren 1974 in Münster. Studium der Neueren Geschichte in Bristol und am St. Antony's College in Oxford. Seit 1998 Redakteurin im Feuilleton der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, zunächst im Ressort Kunstmarkt, im Juli 2001 Wechsel in die Literaturredaktion. Verantwortlich für die Samstagsbeilage „Bilder und Zeiten“ von November 2006 bis 2008, seither verantwortliche Redakteurin für Literatur und Literarisches Leben. Moderation der Sendung „Literatur im Foyer“ im SWR-Fernsehen seit November 2008. Alfred-Kerr-Preis für Literaturkritik (2003). Ernst-Robert-Curtius-Förderpreis für Essayistik (2007). Hildegard-von-Bingen-Preis (2011). Julius-Campe-Preis (2013).

Publikationen u. a.: *Verliebe dich oft, verlobe dich selten, heirate nie?* (2005), *Jane Austen: Ein Porträt* (2007), *Mein Lieblingsmärchen: 101 Verführungen zum Lesen* (2007), *Jane Austen: Über die Liebe* (Hrsg., 2007).

Ijoma Mangold

Geboren 1971 in Heidelberg. Studium der Literaturwissenschaft und der Philosophie an den Universitäten München (LMU), Berlin (HU) und Bologna. Redakteur bei der *Berliner Zeitung* (2000-2001). Seit 2001 Literaturredakteur der *Süddeutschen Zeitung* (seit 2007 in deren Berliner Redaktion), vom 1. April 2009 bis 31. Juli 2011 stellv. Ressortleiter Feuilleton/Literatur der *Zeit* (Hamburg). Seit 1. August 2011 Feuilleton-Redakteur im Berliner Büro der *Zeit*, seit Februar 2013 als Literaturchef. Vom 10. Juli 2009 bis Ende 2010 Moderation (gemeinsam mit Amelie Fried) der ZDF-Literatursendung *Die Vorleser*. Juror beim Ingeborg-Bachmann-Preis in Klagenfurt (seit 2007). Mitglied der Jury des Deutschen Buchpreises (2007) und des Candide-Preises (2006-2009). Berliner Preis für Literaturkritik (2007).

Publikationen: *Die Besten 2008: Klagenfurter Texte. Die 32. Tage der Deutschsprachigen Literatur in Klagenfurt* (Hrsg., 2008), *Die Besten 2009: Klagenfurter Texte. Die 33. Tage der Deutschsprachigen Literatur in Klagenfurt* (Hrsg., 2009), *Das war meine Rettung: 50 Persönlichkeiten erzählen von Wendepunkten in ihrem Leben* (Mithrsg., 2012). Zahlreiche Aufsätze und Rezensionen, vor allem zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur.

AUTOREN 2013

Christine Lieberknecht MdL

s. Seite 57

Prof. Dr. Dr. h.c. Heinrich Detering

Geboren 1959 in Neumünster. Studium der Deutschen Philologie, Theologie, Skandinavistik und Philosophie in Göttingen, Heidelberg und Odense, 1988-1994 Hochschulassistent am Lehrstuhl von Albrecht Schöne, 1988 Promotion, 1993 Habilitation. 1995 bis 2005 Lehrstuhl für Neuere Deutsche Literatur und Neuere Nordische Literaturen, Kiel; seit 2005 Lehrstuhl für Neuere deutsche und Vergleichende Literaturwissenschaft, Göttingen. 2008 Ehrendoktorat der Universität Aarhus.

Gastprofessuren u. a. an der University of California at Irvine (1991), der Aarhus Universität (1996) und der Syddansk Universität (2011/2012), der Washington University St. Louis (2006), 2010-2013 an der Huazhong University of Science and Technology (HUST) in Wuhan, China, 2013 Gastprofessur an der New York University. 2004/2005 Mainzer Poetikdozentur, 2012/2013 Liliencron-Poetikdozentur Kiel. Mitglied der Göttinger Akademie der Wissenschaften, der Dänischen Akademie der Wissenschaften und der Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz. Seit 2011 Präsident der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung.

Auszeichnungen u. a.: Preis der Kritik (2003), Wissenschaftspreis der Landeshauptstadt Kiel (2007), Ehrengast der Villa Massimo (2008), Leibniz-Preis der Deutschen Forschungsgemeinschaft (2009), Werner-Heisenberg-Medaille (2011), Hans-Christian-Andersen-Preis (2012), Ritter des Dannebrog-Ordens (2013).

Publikationen u. a.: *Theodizee und Erzählverfahren: Narrative Experimente mit religiösen Modellen im Werk Wilhelm Raabes* (1990), *Das offene Geheimnis. Zur literarischen Produktivität eines Tabus von Winckelmann bis zu Thomas Mann* (1994, 3. überarb. Neuaufl. 2013), *Grundzüge der Literaturwissenschaft* (Mithrsg., 1996, 9. Aufl. 2011), *Hans Christian Andersen: Sämtliche Märchen in zwei Bänden* (in der

Übersetzung Thyra Dohrenburgs, *Kommentare u. Nachwort*, 1996, Neuausg. 2005), *Thomas Mann: Sämtliche Werke, Briefe, Tagebücher* (Mithrsg. der Gesamtausgabe, seit 2002), *Autorschaft – Positionen und Revisionen* (Hrsg., 2002), „Juden, Frauen und Litteraten“: *Zu einer Denkfigur beim jungen Thomas Mann* (2005), *Hans Keilson: Werke in zwei Bänden* (Mithrsg., 2005), *Bob Dylan* (2007, 3., überarb. Aufl. 2009), *Bertolt Brecht und Laotse* (2008), *Thomas Mann: Neue Wege der Forschung* (Mithrsg., 2008), *On the Reception of Buddhism in German Philosophy and Literature* (Mithrsg., 2009), *Vom Zählen der Silben. Über das lyrische Handwerk* (2009), *Der Antichrist und der Gekreuzigte. Friedrich Nietzsches letzte Texte* (4., überarb. Aufl. 2013), *Kindheitsspuren: Theodor Storm* (2011), *Hans Christian Andersen* (2011), *Thomas Manns amerikanische Religion. Theologie, Politik und Literatur im kalifornischen Exil* (2012). *Hans Christian Andersen: Märchen und Geschichten* (Übers., 2012), *Reclams großes Buch der deutschen Gedichte. Ausgewählt und kommentiert* (3. erw. Aufl. 2013) *Gedichte: Schwebstoffe. Gedichte* (2004), *Wrist. Gedichte* (2009), *Old Glory. Gedichte* (2012). Aufsätze und Rezensionen zur deutschen und europäischen Literatur des 18. bis 21. Jahrhunderts.

Dr. Hans-Gert Pöttering MdEP

Geboren 1945 in Bersenbrück/Niedersachsen. 1966-1968 Wehrdienst. Studium der Rechtswissenschaften, Politik und Geschichte an den Universitäten Bonn und Genf sowie dem dortigen Institut des Hautes Études Internationales. 1973 Erstes juristisches Staatsexamen. 1974 Promotion, 1976 Zweites juristisches Staatsexamen. 1976-1979 Wissenschaftlicher Angestellter, 1989 Berufung zum Lehrbeauftragten der Universität Osnabrück, Berufung zum Honorarprofessor.

Seit 1979 Mitglied des Europäischen Parlaments, 1984-1994 Vorsitzender des Unterausschusses „Sicherheit und Abrüstung“ des Europäischen Parlaments. 1994-1999 Stellvertretender Vorsitzender der EVP-Fraktion im Europäischen Parlament. 1997-1999 Präsident der Europa-Union Deutschland. 1999-2007 Vorsitzender der EVP-ED-Fraktion im Europäischen Parlament (wiedergewählt nach der Europawahl 2004), 2007-2009 Präsident des Europäischen Parlaments, Stellvertretender Vorsitzender der EVP, 2007-2009 Mitglied im Präsidium der Europäischen

Volkspartei (EVP) und der CDU. Seit 2009 kooptiertes Mitglied im Bundesvorstand der CDU Deutschlands. Seit 1.1.2010 Vorsitzender der Konrad-Adenauer-Stiftung.

Auszeichnungen u. a.: Ehrenbürger der Stadt Bersenbrück; Kommandeur der französischen Ehrenlegion; Schuman-Medaille der EVP-Fraktion; Großer Verdienstorden der Bundesrepublik Deutschland; Großes Ehrenzeichen der Republik Österreich; *Mérite Européen en or*, Luxemburg; Europäischer Ehrensensator; „Europa-Abgeordneter des Jahres 2004“; Auszeichnung der Zeitung *European Voice*; Ehrendoktor der Babeş-Bolyai-Universität in Cluj-Napoca (Klausenburg), Rumänien; Ehrendoktor der Universität Opole (Oppeln), Polen; Ehrendoktor der Warmia und Mazury Universität Olsztyn (Allenstein), Polen; Großkreuz des Päpstlichen Gregoriusordens; Großer Verdienstorden der Königin Jelena mit Stern und Schulterband, Kroatien; Großkreuz des Zivilen Verdienstordens des spanischen Königs Juan Carlos; Ben-Gurion-Medaille; Ehrendoktor der Korea Universität Seoul; Ehrendoktor der Bahçeşehir Universität Istanbul (2012); Marienland-Kreuz I. Klasse der Republik Estland (2013); Großkomturkreuz des Verdienstordens der Republik Polen (2013).

Publikationen u. a.: *Adenauers Sicherheitspolitik 1955-1963. Ein Beitrag zum deutsch-amerikanischen Verhältnis* (1975), *Die vergessenen Regionen: Plädoyer für eine solidarische Regionalpolitik in der Europäischen Gemeinschaft* (1983, mit Frank Wiehler), *Weltpartner Europäische Union* (1994, mit Ludger Kühnhardt), *Europas vereinigte Staaten – Annäherungen an Werte und Ziele* (1998, mit Ludger Kühnhardt), *Kontinent Europa: Kern, Übergänge, Grenzen* (2001, mit Ludger Kühnhardt), *Von der Vision zur Wirklichkeit. Auf dem Weg zur Einigung Europas* (2004), *Im Dienste Europas. Reden und Aufsätze* (2009), *Einigkeit in Freiheit* (2009), *Leitlinien für Wohlstand, soziale Gerechtigkeit und nachhaltiges Wirtschaften* (2009, mit Bernhard Vogel), *Christliche Werte in der europäischen Politik* (2010), *Damit ihr Hoffnung habt. Politik im Zeichen des „C“* (Hrsg., 2010), *Eine einsatzfähige Armee für Europa* (2011, Hrsg. mit Gerd F. Kaldrack), *Die europäische Perspektive – Werte, Politik, Wirtschaft* (2011), *Politik und Religion. Der Papst in Deutschland* (Hrsg., 2011), *Die Zukunft des Sozialstaates* (Hrsg., 2011), *Wir sind Heimat. Annäherungen an einen schwierigen Begriff* (Hrsg. mit Joachim Klose, 2012), *Politik ist Dienst. Festschrift für Bernhard Vogel zum 80. Geburtstag* (Hrsg., 2013).

Zahlreiche Beiträge zur Europapolitik.

MUSIKERINNEN UND MUSIKER

Lisa Kapanadze, Klavier

Geboren 1992 in Tbilisi, Georgien. Im Alter von fünf Jahren begann sie in Tbilisi an einem Musikgymnasium für begabte Kinder ihre musikalische Ausbildung in der Klasse von Prof. Alla Kutateladze. Auftritte als Solistin zusammen mit dem Nationalen Georgischen Symphonieorchester. Dabei wurden Werke von Balanchivadze, Berkovich, und Bach gespielt. Im Jahre 2001 bekam sie im Rahmen des Projekts „Junge Talente aus Georgien“ eine Einladung für Auftritte in Deutschland und trat mit dem Georgischen Kammerorchester in Ingolstadt auf. 2003 wanderte sie nach Deutschland (Hof) aus, wo sie ihre musikalische Ausbildung an der Hofer Musikschule in der Klasse von Frau Tomoko Cosacchi fortsetzte. Im Laufe ihrer Ausbildung in Hof nahm sie regelmäßig an verschiedenen Wettbewerben für junge Pianisten teil. Seit 2007 besucht sie das Musikgymnasium Schloss Belvedere in der Klasse von Prof. Grigory Gruzmann.

Auszeichnungen u. a.:

2. Preis Bundeswettbewerb „Jugend musiziert“ (2005), 1. Preis und Förderpreis des bundesweiten Carl-Schröder-Wettbewerbs (2006), 2. Preis Nürnberger Klavierwettbewerb (2007), 3. Preis Bundeswettbewerb „Jugend musiziert“ Klavier solo (2008), 1. Preis Bundeswettbewerb „Jugend musiziert“ Klavier Kammermusik (zusammen mit Astrid Kumkar, Jakob Kuchenbuch, 2013).

Astrid Kumkar, Violine

Geboren 1996 in Langenthal (Schweiz). Bereits mit drei Jahren bekam sie ihre erste musikalische Ausbildung. Im Alter von sechs Jahren begann sie Geige zu spielen. Seit 2007 Schülerin des Musikgymnasium Schloss Belvedere Weimar in der Klasse von Prof. Andreas Lehmann. Vor zwei Jahren begann sie außerdem bei Prof. Midori Seiler Barockvioline zu lernen. Sie erhielt 2011 und 2012 ein Förderstipendium des Kultusministeriums Thüringen sowie 2013 ein Stipendium der Sparkassenstiftung Weimar/Weimarer Land. Zahlreiche Konzerte in Deutschland. Im Sommer 2012 Meisterkurs bei dem Geiger Prof. Ingolf Turban.

Auszeichnungen u. a.:

2. Preis beim „Bundeswettbewerb Jugend musiziert“ (2010), 2. Preis und Publikumspreis beim internationalen „Szymon Goldberg Award“ (2011), 2. Preis Bundeswettbewerb „Jugend musiziert“ (2012), 1. Preis beim „Innerschulischen Wettbewerb“ des Musikgymnasiums Schloss Belvedere (2012), 1. Preis Bundeswettbewerb „Jugend musiziert“ Klavier Kammermusik (zusammen mit Lisa Kapanadze und Jakob Kuchenbuch, 2013), 2. Preis Bundeswettbewerb „Jugend musiziert“ Violine Solo (2013).

Jakob Christoph Kuchenbuch, Violoncello

Geboren 1994 in Jena, erhielt Jakob Christoph Kuchenbuch mit vier Jahren seinen ersten Cellounterricht bei Frau Tutschku und später bei Frau Teige (Weimar). Seit 2009 lernt er am Musikgymnasium Schloss Belvedere Weimar in der Klasse von Prof. Tim Stolzenburg. Er besuchte Meisterkurse bei Alban Gerhardt und Prof. Stephan Forck. Er war zweimaliger Förderstipendiat des Bundeslandes Thüringen sowie Stipendiat der Sparkassenstiftung Weimarer Land 2012.

Auszeichnungen u. a.:

1. Preis (AG II) beim X. Internationalen Kazimierz Wilkomirski Jugend-Cello-Wettbewerb in Poznań, Polen (2010), 1. Preis des Bundeswettbewerbs „Jugend musiziert“ Klavier und ein Streichinstrument sowie Besonderes Ensemble (2012), 1. Preis des Bundeswettbewerbs „Jugend musiziert“ Violoncello solo (2013), 1. Preis Bundeswettbewerb „Jugend musiziert“ Klavier Kammermusik (zusammen mit Lisa Kapanadze und Jakob Kuchenbuch, 2013).

Prof. Dr. Anne-Kathrin Lindig

Professorin für Violine an der Hochschule für Musik in Weimar seit 1993, intensive Arbeit mit musikalisch hochbegabten Kindern und Jugendlichen am Musikgymnasium Schloss Belvedere, zahlreiche Meisterkurse im In- und Ausland, kammermusikalische Konzerte in Deutschland und Europa, Vizepräsidentin der Hochschule Weimar von 2000-2010, künstlerische Leiterin des Musikgymnasiums von 1993-2000, seit 2004 Vertrauensdozentin der Konrad-Adenauer-Stiftung, seit September 2011 Sprecherin der Vertrauensdozenten der KAS.

DOKUMENTATIONEN DER LITERATURPREISE 1993-2012

- Literaturpreis 1993: Sarah Kirsch († 2013) (*vergriffen*)
- Literaturpreis 1994: Walter Kempowski († 2007) (*vergriffen*)
- Literaturpreis 1995: Hilde Domin († 2006) (*vergriffen*)
- Literaturpreis 1996: Günter de Bruyn (*vergriffen*)
- Literaturpreis 1997: Thomas Hürlimann (*vergriffen*)
- Literaturpreis 1998: Hartmut Lange (*vergriffen*)
- Literaturpreis 1999: Burkhard Spinnen (*vergriffen*)
- Literaturpreis 2000: Louis Begley (*vergriffen*)
- Literaturpreis 2001: Norbert Gstrein (*vergriffen*)
- Literaturpreis 2002: Adam Zagajewski
- Literaturpreis 2003: Patrick Roth (*vergriffen*)
- Literaturpreis 2004: Herta Müller (2., erw. und akt. Auflage 2009)
- Literaturpreis 2005: Wulf Kirsten
- Literaturpreis 2006: Daniel Kehlmann (*vergriffen*)
- Literaturpreis 2007: Petra Morsbach (*vergriffen*)
- Literaturpreis 2008: Ralf Rothmann (*vergriffen*)
- Literaturpreis 2009: Uwe Tellkamp
- Literaturpreis 2010: Cees Nooteboom
- Literaturpreis 2011: Arno Geiger
- Literaturpreis 2012: Tuvia Rübner